

Joseph Lemberg **DER HISTORIKER
OHNE EIGENSCHAFTEN** Eine

Problemgeschichte
des Mediävisten
Friedrich Baethgen



Der Historiker ohne Eigenschaften

Campus Historische Studien
Band 71

Herausgegeben von Rebekka Habermas, Heinz-Gerhard Haupt,
Stefan Rebenich, Frank Rexroth und Michael Wildt

Wissenschaftlicher Beirat
Ludolf Kuchenbuch, Jochen Martin, Heide Wunder

Joseph Lemberg ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der HU Berlin.

© Campus Verlag GmbH

Joseph Lemberg

Der Historiker ohne Eigenschaften

Eine Problemgeschichte des Mediävisten
Friedrich Baethgen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds
Wissenschaft der VG WORT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50479-7 Print
ISBN 978-3-593-43254-0 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-593-43297-7 Ebook (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Friedrich Baethgens Präsidentenschreibtisch bei den *Monumenta Germaniae
Historica* in München (um 1950) © Festschrift Friedrich Baethgen (1950)
(MGH-Bibliothek Hs. B 13).

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza
Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort	9
I. Einleitung	11
1. Fragestellung, Forschungsstand, Quellen	13
2. Konzipierung der Arbeit	22
II. Wissenschaftliche Profilierung und politisches Profil: Heidelberg – Rom (1914–1929)	30
1. An der Demarkationslinie des historischen Wissens: Weltkrieg und Wissenschaft	30
1.1 Vorkriegserbe	30
1.2 Nachricht und Wirklichkeit: Die Stunde der Propagandisten	36
1.3 Umkämpfte Bastionen: Wahrheit und Nation	39
1.4 Tatsachen und Legenden: Die Stunde der Historiographen	46
2. Der Staat und seine ›Feinde‹: Papsttumshistoriographie und Parteienkritik	53
2.1 Kirche und Staat	53
2.2 Wissenschaft als Staatsdienst	57
2.3 Kirche im Gehäuse: Cölestin V. – Bonifaz VIII	65
III. Ostforschung und Aufstieg: Königsberg (1929–1939)	80
1. Wahrheit und Nation: Deutsche Ostforscher diskutieren Ernst Kantorowicz' <i>Kaiser Friedrich der Zweite</i>	80
1.1 Historiker im national-internationalen Widerspruch ..	80

1.2	<i>Kaiser Friedrich der Zweite</i>	88
1.3	Halle 1930	102
1.4	Warschau 1933	115
1.5	Königsberg: Die »polnische Professur«	120
2.	Rothfels – Westphal – Glum: Konservative Netzwerke an der Schwelle zum Nationalsozialismus	123
2.1	Freiherr vom Stein-Bund	123
2.2	Hans Rothfels	135
3.	Reichsmythos versus Rassenideologie: Karl der Große im Widerstreit politischer Sinnstiftungen	145
3.1	Rasse versus Reich	145
3.2	Widerspruch der Zunft	153
3.3	Romanisierung – Germanisierung	157
3.4	Was heißt Romanisierung?	164
4.	Prekäre Internationalität: Die Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft	173
4.1	Transnationale Wissenschaft in nationaler Mission ...	173
4.2	Das <i>Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums</i>	187
4.3	Brackmann gegen Jedlicki	192
4.4	Volkserziehung	200
4.5	Ostforscher Baethgen	211
4.6	Die Besetzung Polens	221
IV.	Von der Peripherie ins Zentrum: Berlin (1939–1947)	232
1.	Berufung an die »Endstationsuniversität«	232
1.1	Die Kandidaten	232
1.2	Einspruch des NS-Dozentenbunds	239
2.	Weltgeschichte im Weltkrieg: Baethgens Spätmittelalter ...	255
2.1	»Staat, Geist und große Persönlichkeit«	255
2.2	Universales Kaisertum und Weltgeschichte	267

2.3 Volk – Staat – Gemeinde	272
2.4 Staat und Stände	283
2.5 Politik als Staatskunst	291
2.6 Konservativer Spagat: Rankes Konsenspotential im Nationalsozialismus	294
3. Der sichtbare und der unsichtbare Baethgen: Berliner Jahre 1940–1944	299
3.1 Präsenz zeigen: Reichs- und Papsttumsgeschichte während des Vernichtungskriegs	299
3.2 Die unsichtbare Frontgemeinschaft: Gerhard Ritter ..	311
3.3 Der Welt entsagen oder sie beherrschen? Der Engelpapst	320
3.4 Dämonisierung des Politischen	328
4. Berliner Netzwerke: Die Reorganisation der <i>Monumenta Germaniae Historica</i>	333
4.1 Alte Eliten – neue Freunde: Die Mittwochs-Gesellschaft	333
4.2 Theodor Mayer	341
4.3 Stunde Null	351
4.4 Reden und schweigen: Der feine Unterschied	356
V. Auf dem Gipfel: München (1947–1972)	367
1. Nationalgeschichte ohne Nationalstaat: Nachkriegshistoriographie	367
1.1 Zweimal Dante: Auschwitz – Bremen	367
1.2 Friedrich Meinecke	372
1.3 Deutsche »Katastrophen«: 1945 und 1250	377
1.4 Britannia docet: Geoffrey Barraclough	384
1.5 Revision, Rehabilitation, Restauration	394

2. Wissenschaft als Ehrdiskurs: Wahrheit und Gedächtnis . . .	404
2.1 Erdmann – Brackmann: Zwei Biographien, ein Erzähler	404
2.2 Wahrheit und Nation: Nachkriegskarriere eines Dilemmas	414
2.3 Was bleibt?	426
VI. Wissenschaft als Staatsdienst im Wechsel der politischen Systeme: Fazit	437
VII. Quellen und Literatur	449
Personenregister	513

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 2014 von der Philosophischen Fakultät I der Humboldt-Universität zu Berlin als Dissertation angenommen. Sie wäre ohne das Zutun zahlreicher Menschen, denen mein herzlicher Dank gilt, nicht zustande gekommen.

Michael Borgolte, mein akademischer Lehrer, hat diese Arbeit von Beginn an mit herausfordernder Neugier begleitet. Als seinem Promovenden und Wissenschaftlichen Mitarbeiter hat er mir jene Frei- und Zeiträume gewährt, die nötig waren, um die Arbeit voran und schließlich zum Abschluss zu bringen. Dass aus dem wissenschaftlichen Vorhaben ein fertiges Buch werden konnte, schulde ich seiner umsichtigen Förderung, seinem Ansporn und Zuspruch.

Dank gebührt auch Johannes Helmrath, dem Zweitgutachter, und Frank Rexroth, der das Drittgutachten erstattete. Beiden Gutachtern verdanke ich wertvolle Hinweise für die Drucklegung der Arbeit. Das Land Berlin förderte diese Arbeit über einen Zeitraum von fast zwei Jahren mit einem Elsa-Neumann-Stipendium – den mit der Begutachtung meines Dissertationsprojekts betrauten Verantwortlichen hoffe ich, durch das vorgelegte Buch gerecht zu werden. Ganz besonders danke ich den Herausgebern für die Aufnahme meiner Arbeit in die Reihe Campus Historische Studien. Mein Dank gilt auch dem Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG WORT für die Übernahme der Druckkosten. Jürgen Hotz vom Campus Verlag hat die Drucklegung mit aller erforderlichen Umsicht begleitet. Die Arbeit wurde im Juli 2015 durch den Förderverein des Instituts für Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin mit dem Droysenpreis ausgezeichnet; dem Förderverein und den Mitgliedern der Jury gilt mein herzlicher Dank.

Teile der Arbeit habe ich in Michael Borgoltes Forschungskolloquium vorstellen dürfen, dessen angenehmer Diskussionskultur sowohl ich selbst als auch meine Arbeit viel verdankt. Im Oktober 2013 hatte ich zudem Gele-

genheit, ein Kapitel auf dem VIII. Medieval History Seminar am Deutschen Historischen Institut London zu präsentieren. Den Teilnehmern und den Leitern Stuart Airlie, Michael Borgolte, Patrick Geary, Ruth Mazo Karras, Frank Rexroth und Miri Rubin danke ich für die anregende Diskussion. Für ihre wertvolle Unterstützung bei meinen Archivrecherchen danke ich zudem Arno Mentzel-Reuters, dem Leiter der Bibliothek und des Archivs der *Monumenta Germaniae Historica*, und Genoveva Rausch, die das Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften leitet.

Die Arbeit ganz oder teilweise gelesen und mit wichtigen Hinweisen bereichert haben Teresa Pedro, Marcel Müllerburg, Claudia Moddelmog, Susanne Härtel, Barbara Schlieben, Anna Ziegenhorn, Klaus und Christiane Lemberg, besonders aber Hartmut Schleiff, der mir ein stets kritischer und darum wertvoller Gesprächspartner war und ist. Ihnen allen sei herzlich gedankt. Zu einem guten Ende gebracht hätte ich die Arbeit aber gewiss nicht ohne meine Frau Teresa Pedro. Sie hat mir in der schier endlosen »Endphase« meiner Promotionszeit mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften beigegeben. Ihr und meinem Sohn Rafael ist diese Arbeit gewidmet.

Berlin, im Juli 2015

Joseph Lemberg

I. Einleitung

Aus New York, wohin sie 1941 emigriert war, schrieb Hannah Arendt am 9. Juli 1946 an Karl Jaspers in Heidelberg:

»Gerade deshalb ist es ja so schlimm, daß die Universitäten 1933 ›ihre Würde verloren haben«. Ich weiß nicht, wie man es anstellen soll, ihre Reputation wiederherzustellen. Denn sie haben sich lächerlich gemacht. Denazifizierung, sicher recht wichtig, ist da ja auch nur ein Wort; denn die Institution selbst, schlimmer der Stand der Gelehrten, sind lächerlich geworden. Dabei ist nicht entscheidend, daß Professoren nicht zu Helden geworden sind; sondern ihre Humorlosigkeit, ihre Befissenheit, ihre Angst den Anschluß zu verpassen. [...] Nun weiß ich, daß viele, vermutlich sogar eine Majorität, niemals im Ernst Nazis waren. Nur wird einem auch dies leider fragwürdig [...]«.¹

Der Reputationsverlust der deutschen Universitäten, den Hannah Arendt im Jahr 1946 beschwor, trat in Deutschland – wenn überhaupt – nur sehr vorübergehend ein. So sehr deutsche Professoren durch ihre Allianzen mit dem Nationalsozialismus gegenüber der kritischen Beobachterin Arendt »ihre Würde verloren« und sich vor der internationalen Gelehrtenrepublik selbst diskreditiert hatten, so wenig litt darunter im Deutschland der frühen Nachkriegszeit ihr Ansehen. Getragen von einer ungebrochenen Kontinuität gesellschaftlicher Anerkennung setzte der überwiegende Teil deutscher Lehrstuhlinhaber seine Karrieren nach 1945 fort. Für Hannah Arendt mochte der »Stand der Gelehrten [...] lächerlich« geworden sein. In Deutschland aber lachte über diesen kein Mensch, weder vor 1945 noch danach.

Mit »*verantwortlichem Ernste*«, so mahnte Friedrich Baethgen im Jahr 1935, solle man der »Schicksalhaftigkeit« unseres »nationale[n] Dasein[s]« und »den bleibenden Notwendigkeiten und Aufgaben unseres völkischen Lebens« begegnen.² Und mit »*gesteigertem Ernst*«, so behauptete Friedrich Baethgen 1937, widme man sich, seitdem »das völkische Leben« durch

¹ Arendt/Jaspers 1993, S. 87. Zuerst zitiert bei: Berg 2003, S. 132.

² Baethgen 1935, S. 66.

die »Begründung unseres nationalsozialistischen Staates« eine »neue Stufe erreicht habe«, den Kernfragen der »mittelalterlichen Periode unserer Geschichte«. ³ Mit *weihevoller Ernst* aber begegnete man Zeit seines Lebens auch ihm, Baethgen (1890–1972), der sich die Zeichen seiner gesellschaftlichen Anerkennung in jedem der von ihm durchlebten politischen Systeme ans Revers heften durfte: 1920 das »Verdienstkreuz für Kriegshilfe« im Ersten Weltkrieg, 1939 das von Adolf Hitler verliehene »silberne Treudienst-Ehrenzeichen«, 1964 das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband. ⁴ Erstaunlich, doch keineswegs außergewöhnlich ist diese Sammlung politischer Ehrenzeichen, die das Kontinuum gleich vierer politischer Systeme im Deutschland des 20. Jahrhunderts versinnbildlichen. Sie sind die Frucht einer beachtlichen Wissenschaftskarriere, die den noch im Kaiserreich promovierten Baethgen (1913) über seine erste Professur in Königsberg (seit 1929) und seinen Ruf auf einen Lehrstuhl an der Berliner Universität (1939) schließlich nach München führte, wo er nach dem Krieg als Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* (1947–1958) und als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1956–1964) führende Wissenschaftsinstitutionen des Landes repräsentierte.

Friedrich Baethgen hat, um mit Hannah Arendt zu reden, den »Anschluß« ⁵ an die Institutionen seines Faches nie verpasst, auch und gerade zwischen 1933 und 1945 nicht: Das zeigt seine prestigereiche Berufung nach Berlin, ins wissenschaftliche und politische Zentrum des nationalsozialistischen Deutschland, der er 1939 folgte; das verdeutlicht gleichfalls seine Wahl in die Preußische Akademie der Wissenschaften im November 1944. Baethgen fulminante Nachkriegskarriere ist ohne seine Bewährungsgeschichte im nationalsozialistischen Staat nicht denkbar. Und doch ist auch für Baethgen Hannah Arendts Hoffnung in Rechnung zu stellen, dass viele Professoren »niemals im Ernst Nazis waren«. ⁶ Baethgen war nie Mitglied der NSDAP. Seine Tätigkeit im nationalsozialistischen Staatsdienst beschränkte sich auf seine Hochschulämter an der Königsberger (1929–1939) und an der Berliner Universität (1939–1947). In seinem Werk spielt der Begriff der ›Rasse‹ keine und der des ›Volkes‹ eine untergeordnete Rolle. Worauf beruht sein Erfolg im nationalsozialistischen Deutschland?

³ Ders. 1937b, S. 185.

⁴ ABAAdW, NL Baethgen 12 und 15.

⁵ Arendt/Jaspers 1993, S. 87.

⁶ Ebd.

1. Fragestellung, Forschungsstand, Quellen

Gegenstand dieser Arbeit ist es, diese Frage zu beantworten. Sie bewegt sich damit in jenem Problemkreis, den Hannah Arendt 1946 mit ihrer Frage nach den »deutschen Professoren« und dem Jahr »1933« vorgezeichnet hat. Baethgen repräsentiert mit seinem politisch eher unscheinbaren Profil den Großteil deutscher Ordinarien, die im Nationalsozialismus ihre Karrieren fortsetzen konnten, ohne dass sie ihr überkommenes Wissenschaftsverständnis im Jahr 1933 aufgeben hätten und vollständig auf die Ideologeme des Nationalsozialismus eingeschwenkt wären. Baethgen steht damit für jene große Gruppe innerhalb der deutschen Historikerzunft, die Karl Ferdinand Werner im Jahr 1967 dazu veranlasste, zu behaupten, dass die »Gleichschaltung« der deutschen Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus gescheitert sei;⁷ Werner bezog sich dafür auch auf Schriften Baethgens.⁸ Dieses Urteil hielt Werner freilich nicht davon ab, zugleich auf die »tiefgehenden Affinitäten zwischen dem Geschichtsbild der Geschichtswissenschaft in Deutschland und dem Weltbild des Nationalsozialismus« aufmerksam zu machen. Die gescheiterte Gleichschaltung hätten »Hitler und seine Gefolgsleute [...] zumindest teilweise verschmerzen« können, weil »deutsche Historiker« den »Auffassungen des NS-Geschichtsbilds entgegengekommen oder sogar gefolgt« seien.⁹ Werners These von der gescheiterten Gleichschaltung vertrat 30 Jahre später noch Ursula Wolf, die die politische Haltung aller deutschen Ordinarien und planmäßigen Extraordinarien zum Nationalsozialismus quantifizierend untersuchte. Wolf kam im Jahr 1996 zu dem Ergebnis, dass die Geschichtswissenschaft – trotz fassbarer politischer Übereinstimmung mit dem Nationalsozialismus – zum überwiegenden Teil den totalen Herrschaftsanspruch des NS-Staates habe abwehren können. Der »Widerstand« der Historiker »gegenüber dem nationalsozialistischen Geschichtsverständnis« habe sich zum einen in ihrem Insistieren auf »wissenschaftliche[r] Autonomie«, zum anderen in der Abwehr einer »rassistische[n] Geschichtsbetrachtung« erwiesen.¹⁰ Aufbauend auf Wolfs empirischer Erhebung bilanzierte Jürgen Elvert, dass sich eine Minderheit von immerhin 20 Prozent der nach 1933 im Amt verbliebenen Historiker »eine kritische Haltung gegenüber dem NS-System« bewahrt habe. Hingegen hätten sich etwa 40 Pro-

7 Werner 1967, S. 96.

8 Ebd., S. 60 und 76f.

9 Ebd., S. 96f.

10 Wolf 1996, S. 401.

zent »zu einer offenen Kooperation« mit dem Regime entschlossen. Demgegenüber habe eine »etwa gleich große Gruppe«, zu der Wolf und Elvert auch Friedrich Baethgen zählten, »ein Arrangement mit dem NS-System« angestrebt, dabei aber versucht, »im Rahmen des Möglichen das traditionelle Wissenschaftsverständnis zu bewahren«: »Gelegentliche Lippenbekenntnisse zum System sollten hier jene Freiräume schaffen, die als notwendig erachtet wurden, um wissenschaftlich arbeiten zu können«; doch habe auch ihre »vermeintlich unpolitische Haltung letztlich das System« gestützt.¹¹

Eine Gegenposition zu Werner, im Grunde aber auch zu Wolf und Elvert, nahm bereits in den 1990er Jahren Peter Schöttler ein: »Die Selbst-Gleichschaltung der Universitäten und zumal der historischen Seminare funktionierte nahezu reibungslos.«¹² Schöttler verwies auf die Vielzahl deutscher Historiker, die in ihren Schriften die Politik des Regimes bejubelt und legitimiert hatten.¹³ Er bezog sich auf das neue Paradigma der Volksgeschichte, deren Vertreter sich »auf dem Hintergrund der Hitlerischen Politik [...] ganz bewußt in den Dienst einer aggressiven Politik« gestellt hätten.¹⁴ Und nicht zuletzt berief sich Schöttler für seine These auf den Tatbestand der zahlreichen außeruniversitären Forschungsnetzwerke, die es den darin involvierten Historikern erlaubt hätten, sich ideologisch oder gar praktisch-instrumentell dem Regime anzudienen. Die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften, deren Rolle auf dem Frankfurter Historikertag von 1998 lebhaft debattiert wurde und der Frage nach den »Deutschen Historikern im Nationalsozialismus«¹⁵ eine völlig neue Wendung gab, sind hier an erster Stelle zu nennen;¹⁶ ebenso der so genannte »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaft«.¹⁷

Bringen Schöttlers Einwände Werners, Wolfs und Elverts These von der gescheiterten »Gleichschaltung« der deutschen Geschichtswissenschaften im Nationalsozialismus zu Fall? Das Problem ist nicht nur empirischer Art,

11 Elvert 2002, S. 132. Für Baethgen: ebd., S. 121. – Vgl. dagegen J. Lerchenmüllers empirische Erhebung, der die Frage nach dem »Verhältnis der Historiker zum Nationalsozialismus« nicht inhaltlich-ideologisch, sondern allein entlang des formalen Kriteriums der NSDAP-/SS-Mitgliedschaft verhandelt, und zwar für die zwischen 1933 und 1945 habilitierten bzw. erstberufenen Neuhistoriker (Lerchenmüller 2008, S. 230–237).

12 Schöttler 1997, S. 7f. Von einer »Gleichschaltung der deutschen Geschichtswissenschaft« spricht auch Haar 2000, S. 106, 156, Anm. 23, und 223, Anm. 14.

13 Vgl. dazu die Studie von Schönwälder 1992.

14 Schöttler 1997, S. 8. Zur Volksgeschichte: Oberkrome 1993.

15 So der Titel der von Winfried Schulze und Otto Gerhard Oexle geleiteten Sektion auf dem Frankfurter Historikertag vom 8. bis 11. September 1998 (Schulze/Oexle 1999).

16 Fahlbusch 1999; Haar 2000.

17 Hausmann 2002.

sondern vor allem begrifflicher. Karl Ferdinand Werner verstand 1967 unter »Gleichschaltung« die Absicht des Regimes, »alle Lehrstühle mit Anhängern zu besetzen und wissenschaftliche Publikationen ohne Parteilinie zu verbieten«, oder noch schärfer: das Vorhaben, »die zentralen Institutionen der deutschen Geschichtswissenschaft dergestalt in die Hände zuverlässiger Anhänger zu bringen, daß eine geeignete Lenkung und Überwachung der Disziplin möglich wurde«. ¹⁸

Demgegenüber hat bereits Karen Schönwälder zu Recht eingewandt, dass der »Maßstab für das Scheitern bzw. den Erfolg« der Gleichschaltung »nicht die Durchsetzung eines real gar nicht vorhandenen Konzepts einer völligen institutionellen und inhaltlichen Neugestaltung geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit sein« könne. ¹⁹ Was Werner seinem Gleichschaltungs-begriff zugrunde gelegt hatte, war als totalitäre Utopie zwar existent, vermochte in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft aber kaum, den operationellen Status einer wissenschaftspolitischen Handlungsvorgabe zu erlangen, wie rezentere Untersuchungen zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik zeigen. ²⁰ Ohnehin musste das Regime auf den Anspruch, »alle Lehrstühle mit Anhängern zu besetzen und wissenschaftliche Publikationen ohne Parteilinie zu verbieten« ²¹, verzichten, wollte es sich die Loyalität auch jener Mehrheit von Wissenschaftlern erhalten, die bei aller Zustimmung immer auch einen Rest von Distanz wahrten. So hat denn auch Jan Eckel darauf hingewiesen, dass gerade das »Neben- und Miteinander partieller Übereinstimmung und Dissonanz kennzeichnend für den Integrationsmodus des nationalsozialistischen Regimes« gewesen sei. ²² Noch schärfer hat Otto Gerhard Oexle das Problem anhand des hochgradig integrativen Begriffs der ›Gemeinschaft‹ gefasst: »Man könnte sagen«, der Gemeinschaftsbegriff »erforderte das Dabei-Sein gerade dann, wenn man, wie das bei Intellektuellen und Professoren gewiss in der Regel der Fall ist, vieles an den Ereignissen mißbilligte und jedenfalls nicht allem zustimmte, was geschah«. ²³

18 Werner 1967, S. 61.

19 Schönwälder 1992, S. 82. Schönwälders Einwand wird bei Schöttler 1997, S. 15f., zustimmend zitiert, obgleich sich dieser auch gegen Schöttlers Rede von der »Selbst-Gleichschaltung der Universitäten« wenden ließe.

20 Grüttner 2000, S. 566 und 584f.; Hammerstein 2002, S. 222f.; Grüttner 2003, S. 13–20; Hausmann 2011b, S. 11f.; Nagel 2012, S. 283.

21 Werner 1967, S. 61.

22 Eckel 2007, S. 79f.

23 Oexle 2005b, S. 243.

Dazu aber tritt ein weiteres, der Umstand nämlich, dass es sich bei der so genannten nationalsozialistischen ›Ideologie‹ um eine durchaus inkonsistente und im Ganzen widerspruchsvolle Angelegenheit handelte. In Anlehnung an Hans Mommsens Begriff der »polykratischen Herrschaft« mochte Frank Lothar Kroll von einem »Polyzentrismus« der nationalsozialistischen Weltanschauung sprechen.²⁴ Oliver Lepsius hat die »Nichtkanonisierbarkeit«, die »Offenheit und Interpretationspluralität« der NS-Ideologie herausgestellt, »deren Grundlagen weitgehend konturlos« gewesen seien.²⁵ Das Wissenschaftsverständnis des Nationalsozialismus nannte Michael Grüttner ein »intellektuelle[s] Vakuum«, das sich durch die »dauernde Unsicherheit darüber« auszeichnet habe, »welche Art von Wissenschaft die wahre nationalsozialistische Wissenschaft« eigentlich sei.²⁶

Diese Überlegungen zeigen, wie problematisch sowohl Werners, Wolfs und Elverts Begriff von der ›gescheiterten Gleichschaltung‹ als auch Schöttlers Gegenbegriff von der ›Selbst-Gleichschaltung‹ der Historikerschaft ist. Denn beiden Begriffen liegt eine Konformitätsannahme zugrunde, die im Falle Schöttlers zur Einebnung aller durchaus *geduldeten* Nonkonformitäten führt, im Falle der Position Werners, Wolfs und Elverts aber nahelegt, dass allein das Insistieren auf wissenschaftliche Standards schon als Nonkonformität und damit als Resistenz zu werten sei.²⁷ In dieser Arbeit soll auf beide Begriffe verzichtet werden.²⁸

24 Kroll 1998, S. 19f. und 309.

25 Lepsius 1994, S. 105. Vgl. Oexle 2000, S. 8; Raphael 2001, S. 28–33; Leo 2013, S. 15–25.

26 Grüttner 1999, S. 476. Zu den zeitgenössischen Auseinandersetzungen über einen nationalsozialistischen Wissenschaftsbegriff: Dainat/Danneberg 2003.

27 Diese Kritik an Wolf schon bei Eckel 2007, S. 89.

28 Dabei soll die Angemessenheit des Begriffs zur Bezeichnung der nationalsozialistischen Ausrichtung des Staates und seiner Organe auf das Führerprinzip (sogenannte ›politische Gleichschaltung‹, Schmitz-Berning 2007, S. 277) nicht in Abrede gestellt werden. In Zweifel steht hier allein die explanatorische Kraft des Begriffs der sogenannten ›inneren Gleichschaltung‹ zur Bezeichnung der »Anpassung des Denkens und Handelns an die nationalsozialistische Weltanschauung« (ebd.), auf den auch Schöttlers Begriff der »Selbst-Gleichschaltung« zu zielen scheint (Schöttler 1997, S. 7f.); vgl. die ganz ähnliche Verwendung bei Bracher 1966 (S. 126 und 132: »Selbstgleichschaltung«) und ders. 1969 (S. 270: »ideologische Gleichschaltung«, »geistige Gleichschaltung«, »Selbstgleichschaltung«). Unentschieden hinsichtlich der Frage, ob man den Begriff der ›Gleichschaltung‹ bzw. ›Selbstgleichschaltung‹ im Sinne ideologischer Anpassung verwenden sollte, scheint K. Schönwälder zu sein, die eines ihrer Kapitel mit »Keine gleichgeschaltete Geschichtswissenschaft« überschreibt, um im gleichen Zusammenhang Brachers Begriff der »Selbstgleichschaltung« zustimmend zu zitieren (Schönwälder 1992, S. 66). – Bernhardt 1994, S. 38f., akzentuiert den Begriff der »Selbst-Gleichschaltung« hingegen

Stattdessen soll es hier darum gehen, das gleichsam dialektische Ineinandergreifen von Nähe und Distanz zum Nationalsozialismus, von Konformität und Nonkonformität zu problematisieren, und zwar anhand eines Protagonisten, dem Kaspar Elm noch 1992 eine »von Grund auf konservative« Haltung attestierte und der ihn zu dem Urteil bewog, dass seine Berufung nach Berlin im Jahr 1939 »wahrscheinlich auch in der Weimarer Zeit nicht anders ausgefallen« wäre.²⁹ Es wird zu prüfen sein, ob es ausreichend Anlass dazu gibt, Elms kontrafaktischem Urteil über Friedrich Baethgen zuzustimmen. Abgesehen von dieser Frage im Einzelfall verweisen Elms Überlegungen aber auf ein grundsätzliches Problem: die Frage nämlich nach der Kontinuität und der Konformität konservativer Werthaltungen und Geschichtsbilder im Nationalsozialismus. Worin genau besteht die »karrierestrategisch[e] und weltanschaulich[e]« Geschmeidigkeit, die zuletzt Johannes Helmrath Friedrich Baethgen bescheinigt hat?³⁰ Wie verhält sich Baethgens Erfolgsgeschichte im Nationalsozialismus zu der Tatsache, dass dieser, wie Kaspar Elm schreibt, »längst vor Hitler, Rosenberg und Himmler mit Worten, die von Treitschke stammen könnten, seinen Glauben an die Nation und ihre wahrhaft weltgeschichtlichen Leistungen zum Ausdruck gebracht hatte«³¹?

Damit sind die Leitfragen umrissen, die dieser Untersuchung zu Werk und Karriere Friedrich Baethgens zugrunde liegen. Sie zielen in erster Linie auf Baethgens Schaffen zwischen den Jahren 1933 und 1945. Von den insgesamt achtzehn Jahren, die Baethgen zwischen 1929 und 1947 als ordentlicher Professor an deutschen Universitäten lehrte und forschte, entfallen allein zwölf Jahre auf die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur. In dieser Zeit entstand ein Großteil seiner wichtigsten Schriften, so seine Anthologie *Der Engelpapst* (1943)³², seine Darstellungen »Europa im Spätmittelalter« (1940),³³ seine Arbeiten zur historischen Ostforschung.³⁴ Zwischen 1933

als den »inneren nichterzwungenen Teil« der Gleichschaltung: Die »Selbst-Gleichschaltung« kam »der Partei aus den Universitäten entgegen«; ähnlich Reimann 1984, S. 41. – Kritik am Begriff der »Gleichschaltung« bzw. »Selbstgleichschaltung« bei Lösch 1999, S. 153, Anm. 148. – Zum Problem ferner: Hausmann 2011a, S. 35–55.

29 Elm 1992, S. 236.

30 Helmrath 2010a, S. 398.

31 Elm 1992, S. 236.

32 Baethgen 1943. Allerdings waren zwei der drei darin enthaltenen Aufsätze bereits 1933 und 1934 erschienen: ders. 1933; ders. 1934. Ihre Entstehungsgeschichte reicht in die 1920er Jahre: s. Kap. II.2.3.

33 Baethgen 1940.

34 Ders. 1935; ders. 1936; ders. 1937a; ders. 1937b; ders. 1939; ders. 1942.

und 1945 wurden aber auch die Weichen gestellt für seine weitere Karriere, knüpfte oder vertiefte Baethgen entscheidende Beziehungen und besetzte die Ämter, die ihm nach 1945 erlaubten, in der bundesdeutschen Nachkriegsmediävistik eine institutionelle Schlüsselrolle zu spielen. Bildet damit die Zeit des Nationalsozialismus den Schwerpunkt der Untersuchung, so soll und kann doch weder die Zeit vor 1933, noch nach 1945 ausgeblendet werden. Die Arbeit nimmt Baethgens gesamtes Werk und seine gesamte Karriere in den Blick und damit auch die politischen Zäsuren, die Baethgens Werdegang zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik geprägt haben. Die Deutung Baethgens gewinnt ihre explanatorische Kraft zu allererst aus der politischen Grundbedingung seiner Gelehrtenexistenz: nämlich aus dem Umstand der rasant aufeinanderfolgenden politischen Systembrüche im Deutschland der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Weder Baethgens Werk noch seine Karriere sind bisher zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung gemacht worden.³⁵ Erhöhte Aufmerksamkeit fand jedoch seit den 1990er Jahren die Geschichte seines Fachs im 20. Jahrhundert, die deutsche Mittelalterhistorie. Michael Borgolte brachte in seiner Forschungsbilanz zur *Sozialgeschichte des Mittelalters* (1996) erstmals die Problemfelder, Diskursfronten und Diskussionsstände der Nachkriegsmediävistik in Ost- und Westdeutschland zur Darstellung.³⁶ Monographische Untersuchungen zur deutschen Mittelalterhistorie im Nationalsozialismus ließen aber – sieht man von Karl Ferdinand Werners bereits erwähnter Studie aus dem Jahr 1967 ab – bis nach dem Frankfurter Historikertag von 1998 auf sich warten. Anne Christine Nagel hat in ihrem Buch »Im Schatten des Dritten Reiches« (2005) den Nationalsozialismus zum Fluchtpunkt gewählt, um die bundesdeutsche Nachkriegsmediävistik und ihren Umgang mit der NS-Vergangenheit darzustellen.³⁷ Zu führenden Protagonisten der deutschen Mediävistik im 20. Jahrhundert liegen inzwischen monographi-

35 Vgl. aber das jüngst erschienene Portrait von Horst Fuhrmann, das Baethgen in erster Linie als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1956–64) würdigt und dabei vor allem memoriale Absichten verfolgt. Fuhrmann folgt in seiner Bewertung Baethgens weitgehend der Laudatio, die Herbert Grundmann 1960 aus Anlass des 70. Geburtstags Baethgens gehalten hat (vgl. Grundmann 1960 mit Fuhrmann 2009, S. 346f.).

36 Borgolte 1996.

37 Nagel 2005.

sche Studien vor, so zu Percy Ernst Schramm³⁸, Hermann Aubin³⁹ und Karl Hampe⁴⁰; auch zu Otto Brunner⁴¹ und zu Ernst Kantorowicz⁴², deren Werke freilich schon seit den 1980er Jahren ein lebhaftes wissenschaftsgeschichtliches Interesse auf sich gezogen haben. Gesteigerte Aufmerksamkeit, wenngleich nicht erschöpfende Behandlung fanden auch die Werke und Karrieren Herbert Grundmanns⁴³, Hermann Heimpels⁴⁴ und Gerd Tellenbachs⁴⁵. Zur Geschichte der Mittelalterstudien an der Berliner Universität seit ihrer Gründung liegen inzwischen Längsschnitte von Johannes Helmraht und Michael Borgolte vor.⁴⁶ Aus Anlass des Gründungsjubiläums der *Historischen Zeitschrift* nahmen jüngst Johannes Fried und Frank Rexroth 150 Jahre Mittelalter- bzw. Spätmittelalterforschung im Spiegel der *HZ* in den Blick.⁴⁷ Die Deutungsmuster und epistemologischen Orientierungen deutscher Mittelalterhistoriker vor, während und nach dem Nationalsozialismus hat Otto Gerhard Oexle seit den 1980er Jahren problematisiert.⁴⁸

Trotz dieses beachtlichen Diskussionsstandes herrscht über zentrale Problemkonstellationen der deutschen Mittelalterhistorie im Nationalsozialismus aber noch immer Unklarheit. In diese kann eine Studie zum Werk und zur Karriere Friedrich Baethgens Licht bringen. Denn sowohl Baethgens Sozialbeziehungen als auch die Problembeziehungen seines Werks zu den Arbeiten Karl Hampes und Ernst Kantorowicz', Albert Brackmanns und Hermann Aubins, Carl Erdmanns und Gerd Tellenbachs machen ihn zu einem aufschlussreichen Fallbeispiel der deutschen Mediävistik im 20. Jahrhundert. Durch das schmale Sichtfenster seines Werks hindurch geraten die-

38 Thimme 2006. Ferner die Abhandlungen von Kamp 1987, Grolle 1989, ders. 1991 und Rexroth 2013.

39 Mühle 2005. Ferner die Abhandlungen von Volkmann 2001 und Mommsen 2003 sowie die Edition seiner Briefe: Mühle 2008.

40 Reichert 2009. Ferner Hampes ediertes Kriegstagebuch: Hampe 2004.

41 Oexle 1984; Borgolte 1997c; Blänkner 1999; Algazi 1996.

42 Grünewald 1982; Boureau 1992; Seibt 1994; Oexle 1996a; Benson/Fried 1997; Fried 1998; Ernst/Vismann 1998; Schiller 2000; Ruehl 2000; Borgolte 2000; Delle Donne 2002; Raulff 2004; Franke 2010.

43 Nagel 2004.

44 Boockmann 1990; Schulin 1998; Racine 1999; Sommer 2004; Rexroth 2013.

45 Borgolte 1997b; Mertens u.a. 2005; Nagel 2007.

46 Für die Zeit zwischen 1810 und 1945: Helmraht 2010b; ders. 2010a. Für die Zeit nach 1945: Borgolte 2010.

47 Fried 2009; Rexroth 2009.

48 Oexle 1984; ders. 1988a; ders. 1988b; ders. 1996b; ders. 1996a; ders. 2002; ders. 2005a; ders. 2006.

serart Problemzusammenhänge in den Blick, die bislang kaum Beachtung gefunden haben. Zwei Problemstränge, die in dieser Arbeit erhellt werden sollen, lassen sich unterscheiden:

Erstens die Frage nach dem Verhältnis von Mittelalterhistorie und Ostforschung in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus: Wenn auch die Erforschung der so genannten historischen Ostforschung in den letzten zwei Jahrzehnten enorm vorangeschritten ist, so haben doch die zahlreichen inhaltlichen und personellen Querverbindungen zwischen der Mittelalterhistorie und den Institutionen der Ostforschung bisher kaum hinreichend Aufmerksamkeit gefunden.⁴⁹ In A. C. Nagels Arbeit zur bundesdeutschen Mittelalterforschung wird die mediävistische Ostforschung kaum erwähnt;⁵⁰ umgekehrt hat Eduard Mühle in seiner Biographie zu Hermann Aubin zwar dessen ostwissenschaftliches Werk umfassend gewürdigt, sämtliche Problembeziehungen zur Mittelalterforschung aber ausgespart.⁵¹ Dies ist umso verblüffender, als Albert Brackmanns Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft (NOFG), deren Erforschung in den letzten Jahren lebendige Debatten ausgelöst hat,⁵² maßgeblich durch Mittelalterhistoriker administriert wurde. Zu ihnen zählen Albert Brackmann und Hermann Aubin an der Spitze; in untergeordneten Verantwortungsbereichen wirkten Friedrich Baethgen, Fritz Rörig, Rudolf Kötzschke, Erich Maschke und Erich Keyser. Anhand Baethgens soll in dieser Arbeit zum einen *exemplarisch* nach den karrierestrategischen Effekten und Wechselbeziehungen zwischen Mediävistik und Ostforschung gefragt werden. Zum anderen aber sollen die epistemologischen Orientierungen Baethgens und Brackmanns in den Blick genommen werden, und zwar auch hier erstmals vor dem Hintergrund ihres *mediävistischen* Diskurszusammenhangs ebenso wie ihres *ostwissenschaftlichen* Engagements: Was bedeutet es für das Wahrheitsverständnis deutscher Ostforscher, dass Brackmann in der Debatte um Ernst Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite* die epistemologische Position des Positivisten vertrat? Welche Position nahm Baethgen in diesem Zusammenhang ein (s. Kapitel III.1, III.4 und V.2)?

Zweitens die Frage nach der Resonanzfähigkeit konservativer Mittelalterbilder im Nationalsozialismus: Zwar wurden in den letzten Jahren wiederholt die Kontinuitäten *neuhistorischer* Geschichtsbilder zwischen Kaiserreich

49 Vgl. aber Helmrath 2010a, S. 407–410.

50 Nagel 2005.

51 Mühle 2005.

52 Vgl. Burleigh 1988; Fahlbusch 1999; Schulze/Oexle 1999; Haar 2000.

und Nationalsozialismus bzw. Bundesrepublik thematisiert, wie Bernd Faulenbachs Studie zur *Ideologie des deutschen Weges*, Karen Schönwälders Arbeit *Historiker und Politik* oder Christoph Cornelißens Biographie zu Gerhard Ritter zeigen.⁵³ Gleichwohl standen seit den 1990er Jahren in erster Linie Studien zu den methodischen Brüchen und Neuerungen in der Geschichtswissenschaft der 1920er und 1930er Jahre im Mittelpunkt des Interesses. Willy Oberkromes Untersuchung zum neuen Paradigma der Volksgeschichte etwa löste lebhaft Debatten um das Verhältnis von wissenschaftlicher Innovation und politischer Ideologie aus.⁵⁴ Eine problemgeschichtliche Analyse jener konservativen Meistererzählungen vom Mittelalter, die sich weniger am Volksbegriff als an den überkommenen Kategorien ›Staat‹, ›Geist‹ und ›große Persönlichkeit‹ orientieren, steht aber noch immer aus. Sie soll für das Werk Baethgens exemplarisch geleistet werden. Dabei interessiert auch hier in erster Linie die Frage nach der Anschlussfähigkeit dieser Erzählungen sowie des in ihnen zum Ausdruck kommenden konservativen Geschichtsdenkens an den Nationalsozialismus (s. Kapitel III.3, IV.2 und IV.3).

Empirisch gründet die Arbeit zum einen auf Baethgens Schriften sowie auf Publikationen anderer Historiker, die zu den Problemzusammenhängen des Baethgenschen Werks in Beziehung stehen. Zum anderen stellen Baethgens (Teil-)Nachlässe im Archiv der *Monumenta Germaniae Historica* und im Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein zentrales Quellenkorpus dieser Arbeit dar. Allerdings wurde Baethgens Nachlass offenbar durch Baethgen selbst stark bereinigt. So fehlt beispielsweise Baethgens gesamte Korrespondenz mit Albert Brackmann und der Publikationsstelle Berlin-Dahlem, der Schaltzentrale der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft. Diese und andere Lücken mussten durch ausgreifende Recherchen in den Archivbeständen diverser Ministerien, Akademien und Universitäten sowie in den Nachlässen von Karl Hampe, Willy Andreas, Fritz Rörig, Fritz Hartung, Ernst Kantorowicz, Herbert Grundmann, Siegfried A. Kaehler, Karl Brandi, Gerhard Ritter, Friedrich Glum, Albert Brackmann, Wilhelm M. Mommsen und Friedrich Meinecke ergänzt werden.⁵⁵

53 Faulenbach 1980; Schönwälder 1992, bes. S. 78–82 und 274; Cornelißen 2001.

54 Oberkrome 1993. Zur Diskussion: Schöttler 1997, S. 18f.

55 S. das Verzeichnis ungedruckter Quellen am Ende dieser Arbeit.

2. Konzipierung der Arbeit

Mit dieser Studie zum Werk und zur Karriere Friedrich Baethgens soll der Fokus auf die »normale Wissenschaft«⁵⁶ gerichtet werden, das heißt auf einen jener historischen Akteure des ›Wissenschaftsbetriebs‹, die sich gemeinhin unterhalb der Wahrnehmungsebene wissenschaftshistorischer Vergegenwärtigung befinden. Baethgen hat es nicht vermocht, in den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen seiner Disziplin eine paradigmatische Wirkung zu entfalten, die die Nachgeborenen als erinnerungswürdig hätten ansehen können. Bereits seine Nachrufe ordneten den Mittelalterhistoriker als eher mediokre Wissenschaftlergestalt ein.⁵⁷ Prägnant hat schon Gerd Tellenbach in seinem Nekrolog Baethgens Lebenswerk dadurch gekennzeichnet, dass es weder grundstürzend neue Quellenfunde noch originelle Begriffe und schon gar nicht spektakuläre Thesen erbracht habe.⁵⁸ Tellenbach ging gar so weit, über den Verstorbenen zu mutmaßen, es wäre diesem »wohl nur erträglich«, »von seiner persönlichen Lebensleistung reden zu hören, wenn sie in den sachlichen Zusammenhang der Geschichte der neuesten Geschichtswissenschaft, teilweise auch der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, gestellt und damit in gewisser Weise *neutralisiert* würde.«⁵⁹ Von dem Bescheidenheitstopos, mit dem der Nachrufer die Erinnerung an den Verewigten schmückte, kann hier wohl abgesehen werden. Bemerkenswert aber ist Tellenbachs Anregung, Baethgens Lebenswerk zu *neutralisieren*, das heißt, so darf man Tellenbach deuten: die Forderung, Baethgens vergleichsweise unscheinbares Werk einer umfassenden Historisierung zu unterziehen, *um es überhaupt sichtbar zu machen*. Den Gattungskonventionen des Nachrufs folgend hat Tellenbach selbst freilich keine umfassende wissenschaftsgeschichtliche Kontextualisierung anstreben können. Sie bleibt dieser Arbeit vorbehalten.

Ihr Ziel ist es, das Werk und die Karriere Friedrich Baethgens zu *neutralisieren*, das heißt, die politischen, sozialen und wissenschaftlichen Hervorbringungskontexte sichtbar zu machen, die für Baethgens Werk und Karriere konstitutiv waren. Dafür bediene ich mich einer analytischen Strategie, die unter dem Namen *Problemgeschichte* bekannt ist. »Gemeint ist« damit, so Otto Gerhard Oexle unter Rekurs auf Wolf Lepenies, »ein wissenschafts-

56 Kuhn 1989, S. 25.

57 Vor allem Tellenbach 1973; Heimpel 1973; Werner 1974.

58 Tellenbach 1973, S. 8f.

59 Ebd., S. 1. – Hervorhebung von mir.

geschichtliches Vorgehen, das die den einzelnen fachlichen Fragestellungen zugrundeliegenden wissenschaftlichen und lebensweltlichen Orientierungen zum Gegenstand hat.«⁶⁰ Es geht darum, die den wissenschaftlichen Fragestellungen »zugrundeliegenden Schichten von Bewußtsein und Erkenntnis sichtbar werden« zu lassen, »von denen her die Fragestellungen und Ergebnisse der Forschung überhaupt erst konstituiert und gesteuert werden.«⁶¹ Mit der Rede von den »Tiefenschichten der Erkenntnis«⁶² ist *zum einen* all das umschrieben, was gemeinhin unter der Superchiffre *Leben* subsumiert wird: die materiellen, sozialen, politischen, mentalen Hervorbringungskontexte eines Wissenschaftlers, seine Wertorientierung, seine mentale Disposition.⁶³ *Zugleich* aber enthalten jene »Tiefenschichten der Erkenntnis« bereits die grundlegenden Kategorien *wissenschaftlicher* Wirklichkeitsaneignung: nämlich die sich aus den genannten lebensweltlichen Wertorientierungen speisenden konstitutiven Leitbegriffe und Deutungsmuster, die den Problembestand eines wissenschaftlichen Oeuvres, ja ganzer Disziplinen maßgeblich organisieren. Wie weit die Lebenswelt in das wissenschaftliche Kategorien- und Problemarsenal der Historie hineinragt, wird etwa überdeutlich an dem Begriff der Nation: Er bildete einen zentralen Bezugspunkt lebensweltlicher Orientierung *und* wissenschaftlicher Auseinandersetzung nicht nur europäischer Historiker seit dem frühen 19. Jahrhundert, sondern auch Friedrich Baethgens. Der problemgeschichtlich arbeitende Historiker nimmt damit stets die Interdependenz von Wissenschaft und Leben in den Blick. Er sucht nach den neuralgischen Punkten, an denen die Lebenswelt zum *konstitutiven* Movens wissenschaftlicher Arbeit wird.

Oexle hat die Problemgeschichte in erster Linie als wissenschaftshistorische Methode zur Analyse wissenschaftlicher *Texte* herangezogen. In dieser Arbeit soll mit dem Instrumentarium der Problemgeschichte aber nicht nur Baethgens Werk, sondern auch seine Karriere erfasst werden. Denn ebenso wie wissenschaftliche Texte und Fragestellungen sind auch Karrieren Produkte lebensweltlicher Orientierungen und mentaler Dispositionen. Dabei wird es nicht darum gehen, Baethgens Aufstieg als den eines »Karrieristen« zu denunzieren. Unter dem Gestus moralischer Empörung verdeckt der Karrierismusvorwurf mehr, als er erklären kann. Vielmehr soll anhand Baethgens Karriere nicht mehr als die Tatsache verdeutlicht werden, dass es sich

60 Oexle 1996c, S. 9.

61 Ders. 1996d, S. 91.

62 Ders. 2005a, S. 71.

63 Zum Begriff der mentalen Disposition: ders. 2000; ders. 2005b.

bei der Bereitschaft und dem Willen, *Karriere* zu machen, um eine zentrale, ja unverzichtbare mentale Disposition im Referenzsystem Wissenschaft handelt – so wie in anderen aufstiegsorientierten Bereichen des Lebens auch. Wer Karriere macht, von dem ist anzunehmen, dass er es will. Über die Absicht freilich spricht man nicht, und auch Friedrich Baethgen, der ehemalige Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hat es vornehm vermieden, über derlei Dinge ein Wort zu verlieren. Diese Verhaltensdisposition aber deshalb auszublenden, hieße, vor einer zentralen, in die »Tiefenschichten der Erkenntnis«⁶⁴ weit hineinragenden Wertorientierung die Augen zu verschließen.

Damit aber tritt ein privilegiertes Interdependenzverhältnis zwischen Wissenschaft und Leben ins Zentrum des Interesses: das nämlich zwischen dem Werk und der Karriere Friedrich Baethgens. Interdependent ist dieses Verhältnis deshalb, weil die Schriften eines Wissenschaftlers nun einmal zu den Grundbedingungen seiner Karriere gehören – umgekehrt wird damit aber auch die Absicht des Wissenschaftlers, durch Karriere die eigene materielle Existenz zu sichern, zu *einem* konstitutiven *Movens* der wissenschaftlichen Arbeit. Gewiss zu Recht hat man eingefordert, Ian Kershaws Frage, »wie Hitler möglich war«,⁶⁵ nicht allein mit dem Verweis auf den »Karrerismus« und den »fehlgeleitete[n] Idealismus« seiner Anhänger zurückzuführen, sondern nach der »Resonanzfähigkeit« der nationalsozialistischen Ideologie *in* den Köpfen der Deutschen und damit auch deutscher Wissenschaftler zu fragen.⁶⁶ Wer aber nach der »Resonanzfähigkeit« des »Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften«⁶⁷ fragt, darf – in entgegengesetzter Blickrichtung – den politischen Resonanzraum, in dem Wissenschaftler zwischen 1933 und 1945 mit ihrer Forschung Anklang suchten und Gehör fanden, nicht übersehen. Neben die Frage nach der Resonanzfähigkeit des Nationalsozialismus *in* Baethgens Werk tritt damit die in umgekehrter Weise formulierte Frage nach der Resonanzfähigkeit Baethgens *im* Nationalsozialismus. Sie ist fassbar: durch erworbene Ämter, durch verliehene Ehrungen, durch wissenschaftliche und politische Gutachten – durch all jene

64 Oexle 2005a, S. 71.

65 Kershaw 1998, S. 8.

66 Oexle 2000, S. 3–5.

67 So der Titel der von H. Lehmann und O. G. Oexle herausgegebenen doppelbändigen Tagungsergebnisse aus dem Jahr 2004: Lehmann/Oexle 2004.

sozialen Manifestationen der *Anerkennung*, die eine Karriere voraussetzt.⁶⁸ Ian Kershaws Frage ›Wie war Hitler möglich?, die uns veranlassen kann, über die mentalen Dispositionen deutscher Wissenschaftler zum Nationalsozialismus nachzudenken, wird damit für diese Arbeit umgekehrt: Wie war Baethgen möglich? Das heißt: Was sind die sozialen, institutionellen, politischen, mentalen, problemgeschichtlichen Bedingungsmomente seiner Erfolgsgeschichte im Nationalsozialismus?

Für die problemgeschichtliche Analyse der *Karriere* Baethgens heißt das: Baethgens Prädisposition zu einer wissenschaftlichen Karriere und damit zu einer Laufbahn im *Staatsdienst* zu erhellen; die wechselnden politischen Referenzsysteme dieser Beamtenkarriere in den Blick zu nehmen; die Bedingungen seines institutionellen Erfolgs sichtbar zu machen, zu denen neben Baethgens wissenschaftlichem Werk auch sein soziales Netzwerk sowie die mit den Angehörigen dieses Netzwerkes geteilten mentalen und habituellen Dispositionen gehören.⁶⁹ Gerade die institutionelle und repräsentative Schlüsselrolle, die Baethgen nach 1945 als Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einnahm, soll dazu Anlass geben, anhand des Protagonisten die Strategien akademischer Ehrgenerierung – die soziale »Logik der Ehre«⁷⁰ – in der Mittelalterhistorie vor ebenso wie nach 1945 zu thematisieren; eine bundesrepublikanische Institutionengeschichte der Häuser, an deren Spitze Baethgen nach dem Krieg rückte, kann und will diese Arbeit indessen nicht leisten.

Ziel der problemgeschichtlichen *Werkanalyse* hingegen ist es, die wissenschaftlichen Probleme, die der Autor in seinen Texten beim Namen nennt und bearbeitet, selbst zum Problem zu machen, indem sie als Symptome fundamentaler epistemologischer und politischer Problemkonstellationen erkennbar werden, die über Baethgens Werk hinausweisen. *Epistemologisch* sind diese Problemkonstellationen dann zu nennen, wenn in ihnen grundlegende Fragen der Erkenntnis oder wissenschaftlicher Methodologie zum Ausdruck kommen. Von *politischen* Problemkonstellationen soll hingegen die Rede sein, wenn sich uns ihre Brisanz erst im Kontext der Politik – sei es Tagespolitik, politische Ideologie oder politische Theorie – erschließt. Die

68 Zum Problem der *Anerkennung* als soziales Zuschreibungs- und Wahrnehmungsprodukt, für das Pierre Bourdieu den Begriff »symbolisches Kapital« verwendet: Bourdieu 1998, S. 108–115. Ferner: Vogt 1997.

69 Für diese Analyse orientiere ich mich eher unterschwellig als explizit an Pierre Bourdieu Kapital-, Feld- und Habitus-Terminologie (Bourdieu 1983; ders. 1989).

70 Vogt 1997.

Untersuchung erschöpft sich also nicht darin, die Textoberfläche des Baethgenschen Oeuvres nach seinem rhetorischen Tribut an den – jeweils wechselnden – politischen Zeitgeist abzusuchen, das heißt, allein die äußerliche Präsenz des Politischen in den Blick zu nehmen. Vielmehr geht es darum, das Politische als konstitutives Movens, als problemstrukturierendes Prinzip seines Werkes sichtbar zu machen. Ich orientiere mich damit an einer Strategie, die – gleichfalls unter dem Emblem der Problemgeschichte – Ulrich Raulff in seiner Werkbiographie zu Marc Bloch unübertroffen vorgeführt hat.⁷¹ Dabei ist für den Fall Baethgen nachdrücklich in Rechnung zu stellen, dass sich dieser – ganz im Gegensatz zu Marc Bloch – nie im Zentrum der Problemkonstellationen seiner Zeit befand. Denn die problemgeschichtlichen Leittexte der deutschen und der internationalen Mittelalterhistorie verfassten andere. Und anders als es etwa Ulrich Raulff für Marc Bloch zu Recht beansprucht, kann man nicht sagen, dass sich Baethgen an den politischen und epistemologischen Fragen seiner Zeit konsequent abgearbeitet hätte. Eher waren es die Fragen, die in seinem Werk arbeiteten, ohne dass Baethgen ihre politische und epistemologische Brisanz immer klar erkannt hätte. Anders als es Raulff für Bloch getan hat,⁷² lässt sich Baethgen daher kaum als aktiver und überlegener Tiefenanalyst des Politischen seiner Gegenwart beschreiben; gleichwohl ist das Politische in den Tiefen seines Werks vorhanden.

Mit dem Versuch, sowohl Baethgens Karriere als auch sein Werk in *einer* Problemgeschichte sichtbar zu machen, verfolge ich also eine analytische Doppelstrategie, die auf eine umfassende Kontextualisierung zielt. Es ist hilfreich, zur Veranschaulichung dieser Konstruktionsmethode auf Robert Musils literarisches Motiv vom »Mann ohne Eigenschaften« zurückzugreifen. Musil, ein Zeitgenosse Baethgens, verarbeitete in seinem berühmten Roman aus dem Jahr 1930 die einschneidenden Erfahrungen der Moderne: die Ent-Essentialisierung der Wirklichkeit, den Identitätsverlust von Kultur und Nation, vor allem aber: den Verlust der Ich-Konstanz des modernen Menschen.⁷³ »Wahrscheinlich«, so räsoniert Musil in seinem Roman, »ist die Auflösung des anthropozentrischen Verhaltens, das den Menschen so lange Zeit für den Mittelpunkt des Weltalls gehalten hat, aber nun schon seit

71 Raulff 1995. »Problemgeschichte«: ebd., S. 12. Zu Raulffs Ansatz einer »Tiefengeschichte des Politischen«: ebd., S. 21. Vgl. Oexle 1996d.

72 Raulff 1995, S. 28f.

73 Musils Relevanz im Rahmen einer Problemgeschichte moderner Krisennarrative zwischen 1880 und 1932 betont Oexle 2007, S. 16f.

Jahrhunderten im Schwinden ist, endlich beim Ich selbst angelangt«. Heute habe »die Verantwortung ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in den Sachzusammenhängen«. Habe man nicht bemerkt, »dass sich die Erlebnisse vom Menschen unabhängig gemacht haben?«⁷⁴ Inspiriert durch das erkenntnistheoretische Programm Ernst Machs, der das »Ich« für »unrettbar« erklärt hatte,⁷⁵ thematisierte Musil die »Dezentrierung«⁷⁶ des modernen Subjekts, dem es unmöglich geworden sei, beim Denken »den Moment zwischen dem Persönlichen und dem Unpersönlichen« auszumachen.⁷⁷ Seine Überlegungen gipfelten in der Einsicht, dass die Eigenschaften eines Mannes durchaus nicht für ein scharf abgrenzbares, substantielles Ich bürgen, das als Träger dieser Eigenschaften fungieren könnte. Die herkömmliche Annahme eines festen, identitätsstiftenden Kerns von Eigenschaften wird bei Musil als Illusion entlarvt. Die Eigenschaften eines Mannes entpuppen sich hier als ein relationales Eigenschaftsbündel, als ein Netz von »Relationen u[nd] Funktionen«⁷⁸, das der Welt zugehörig ist und durch den »Mann« gewissermaßen hindurch geht: Was bleibt, ist »eine Welt von Eigenschaften ohne Mann«.⁷⁹

Ganz in diesem Sinn sollen die *problemgeschichtlichen Konstellationen* des Baethgenschen Werkes und die *sozialen Relationen* seines Netzwerks als Problemstränge erhellt werden, die durch ›Baethgen‹ hindurchgehen, sich in ihm bündeln und ›Baethgen‹ damit als Problem- und Beziehungsknoten-

74 Musil 2010, S. 150.

75 Mach 1991, S. 20. Zum Einfluss Machs auf Musil: Monti 1985; Hogen 2000, S. 90–100.

76 Frank 1988, S. 322.

77 Musil 2010, S. 112.

78 Ders. 1978a, S. 1403: »Sobald man anfängt, irgend ein Ding zu untersuchen, löst es sich in Relationen u Funktionen auf. So ist der naive Begriff des Dings den Wissenschaften ganz verloren gegangen.« – M. Frank akzentuiert die modernekritische, J. Schmidt die mystische Konnotation der Musilschen Rede vom »Mann ohne Eigenschaften« (Frank 1988, S. 315–332; Schmidt 1975, S. 46–63, mit Verweisen auf Musils Meister Eckhart-Rezeption).

79 Musil 2010, 150. – Musils Rede vom »Mann ohne Eigenschaften« bringt also einen grundsätzlichen Vorbehalt gegen essentialistische Modelle personaler Identität auf den Begriff, der sich auf jedweden Menschen anwenden ließe. Die landläufige Verwendungsweise der Formel vom »Mann ohne Eigenschaften« für einen konturlosen oder chamäleonhaften Menschentypus wird der Stoßrichtung des Musilschen Titels hingegen gerade nicht gerecht. In diesem, von Musils Roman völlig abgekoppelten Sinne wird die Formel immer wieder benutzt, so bei Jensen 2006 über Hillary Clinton als »Frau ohne Eigenschaften«, bei Wernicke 2012 über Mitt Romney als »Kandidat ohne Eigenschaften«, aber auch bei Taschka 2006, S. 22 und 256, über Hans-Heinrich Dieckhoff als »Diplomat ohne Eigenschaften«.

punkt erst konstituieren. Sie erzeugen jene menschliche »Hohlform«⁸⁰, in die sich das, was wir »Der Historiker Friedrich Baethgen« nennen, einfügt.⁸¹ Die Rede von der Eigenschaftslosigkeit Friedrich Baethgens zielt durchaus nicht auf die abwegige Behauptung, dass dem Historiker Baethgen keine Eigenschaften zuzuschreiben seien, sondern dass die hier thematisierten Eigenschaften des Historikers Baethgen außerhalb seiner selbst liegen: in einer »Welt von Eigenschaften ohne Mann«⁸², in jener Welt aus problemgeschichtlichen Konstellationen und sozialen Relationen, die wir die deutsche Mittelalterhistorie der 1910er bis 1950er Jahre nennen.⁸³ Damit ist zugleich eine methodische Grenzlinie gezogen: Über den »Menschen« Baethgen, seinen Charakter, seine Vorlieben und Abneigungen, seine Hoffnungen und Ängste, kurz: seine »Persönlichkeit«, gibt diese Arbeit ebenso wenig Auskunft wie über die Totalität seiner »Lebensgeschichte«.⁸⁴

80 Musil 1978b, S. 1370: »Der Mensch existiert nur in Formen, die ihm von außen geliefert werden. »Er schleift sich an der Welt ab«, ist ein viel zu mildes Bild; er preßt sich in ihre Hohlform müßte es heißen.«

81 Vgl. die ganz ähnlichen – semiotisch gewendeten – Überlegungen bei Barthes 1987, S. 71: »Wenn identische Seme wiederholt denselben Eigennamen durchqueren und sich in ihm festzusetzen scheinen, entsteht eine Person. [...] Der Eigename funktioniert wie das Magnetfeld der Seme; indem er virtuell auf einen Körper verweist, zieht er die semische Konfiguration in eine evolutive (biographische) Zeit.« – Bei P. Bourdieu findet sich die soziologisch zugespitzte Version dieses Gedankens, die These nämlich, dass es der sozial generierte Eigenname sei, der einer Person ihre Ich-Konstanz verleihe. Denn das, was der Eigenname bezeichne, sei »immer nur eine zusammengewürfelte und dispartite Rhapsodie aus sich ständig verändernden biologischen und sozialen Eigenschaften«. Der Eigenname sei »Träger (man möchte fast sagen, die Substanz) dessen, was man den *Personenstand* nennt, das heißt jenes Bündel der einer Person anhaftenden Eigenschaften (Nationalität, Geschlecht, Alter usw.), die zivilrechtlich wirksam sind und durch die vom Standesamt vollzogenen Akte scheinbar nur aktenkundig gemacht werden, tatsächlich aber *gesetzt* werden« (Bourdieu 1998, S. 80). – Vgl. die verblüffende Parallele bei Musil, der in seinem *Mann ohne Eigenschaften* dem Protagonisten Ulrich das Unvermögen zuschreibt, an »diese ganze, zivilrechtlich gegen die Umwelt abgegrenzte Haupt- und Gesamtperson« zu glauben (Musil 2010, S. 29. Hervorhebung von mir. Das Musilzitat – wenn auch ohne den Verweis auf Bourdieu – bereits bei Hogen 2000, S. 94).

82 Musil 2010, S. 150.

83 Ebenso wenig soll mit der Rede vom »Historiker ohne Eigenschaften« eine Ähnlichkeit Baethgens mit Ulrich, dem überaus geistreichen, die Denkkonventionen seiner Zeit stets herausfordernden Protagonisten aus Musils Roman, behauptet werden. Vielmehr leistet die Denkfigur vom »Mann ohne Eigenschaften« nicht mehr und nicht weniger, als die Darstellungs- und Konstruktionsmethode dieser Arbeit zu verdeutlichen.

84 Der Ansatz nimmt damit P. Bourdieus kontrovers diskutierte Kritik am Begriff der »Lebensgeschichte« ernst, den Bourdieu durch den Begriff der »Laufbahn« (*trajectoire*) ersetzt wissen wollte. Unter »Laufbahn« versteht Bourdieu »eine Abfolge von Positionen«,

Lässt dieses Vorgehen eine »Biographie ohne Subjekt«⁸⁵ erwarten? Ja, insofern die problemgeschichtliche *Neutralisierung* Baethgens, um Tellenbachs Begriff aufzugreifen,⁸⁶ zu einer Dezentrierung seines Werkes führt, das in eine Vielzahl von Problemgeschichten aufgelöst wird. Nein, insofern Baethgen in diesem Konstruktionsprozess als biographisches Subjekt einer Karriere und damit als Akteur erst sichtbar wird: Baethgens Karriere bildet die narrative Stütze, die den »gedanklichen Zusammenhänge[n] der Probleme«⁸⁷ dieser Arbeit Kohärenz verleiht.

»die ein und derselbe Akteur (oder ein und dieselbe Gruppe) in einem selber im Werden begriffenen und einem ständigen Wandel unterworfenen Raum einnimmt«. Der »Laufbahn« eines Akteurs zu Grunde liegt die »Gesamtheit der objektiven Relationen, die den betreffenden Akteur [...] mit der Gesamtheit der im selben Feld tätigen und mit dem selben Raum des Möglichen konfrontierten anderen Akteuren verbindet« (Bourdieu 1998, S. 82f.). Bourdieu geht es also nicht darum, »das Individuum biographisch [...] in Relation *zu* »seiner« Umwelt zu erfassen, sondern es umgekehrt als eine Ableitung aus der Umwelt zu verstehen« (Etzemüller 2012, S. 155) und damit die Bourdieu »zufolge absurde Opposition zwischen Individuum und Gesellschaft« (Jurt 2009, S. 286) zurückzuweisen; sie wird durch sein Habitus-Konzept aufgehoben. In dieser Hinsicht weisen Bourdieus Überlegungen durchaus Ähnlichkeiten auf zu der an Musil orientierten Absicht dieser Arbeit, durch das Prisma des »Historikers ohne Eigenschaften« eine »Welt von Eigenschaften ohne Mann« sichtbar zu machen. Und es dürfte kein Zufall sein, dass sich Bourdieu für seine soziologische Kritik an der »biographischen Illusion« und am Begriff der »Lebensgeschichte« ausgerechnet auf Vertreter des *nouveau roman*, das heißt auf Kronzeugen der literarischen Avantgarde (wenn auch nicht auf den Avantgardisten Musil), beruft. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass Bourdieu mit seiner Methodologie zwar die Platzierungen und Platzwechsel eines wissenschaftlichen Akteurs im sozialen Raum in den Blick bekommt (die ›Karriere‹), die Genese und Geltung der wissenschaftlichen Probleme dieses Akteurs (das ›Werk‹) aber – wenn überhaupt – nur sehr unscharf (nämlich sozial verkürzt) zu erfassen imstande ist. Letzteres bleibt dem Instrumentarium der Problemgeschichte vorbehalten, das dieser Arbeit zu Grunde liegt. – Zu Bourdieu in der biographietheoretischen Auseinandersetzung: Liebau 1990; Niethammer 1990; Corsten 1994, S. 195–197; Klein 2002, S. 74–77; Schweiger 2011. – Wenn ich richtig sehe, haben R. Musils Überlegungen bisher hingegen keinen nennenswerten Niederschlag in der biographietheoretischen Diskussion gefunden; in dem zuletzt von Christian Klein herausgegebenen *Handbuch Biographie* findet Musils Denkfigur vom »Mann ohne Eigenschaften« und die darin zum Ausdruck gebrachten Ansichten über das Verhältnis von Individuum und Welt jedenfalls keine Erwähnung (Klein 2009); vgl. aber Corsten 1994, S. 192.

85 Borgolte 1997a, bes. S. 139.

86 Tellenbach 1973, S. 1.

87 Weber 1988, S. 166.

II. Wissenschaftliche Profilierung und politisches Profil: Heidelberg – Rom (1914–1929)

1. An der Demarkationslinie des historischen Wissens: Weltkrieg und Wissenschaft

1.1 Vorkriegserbe

Der »Ehrgeiz, der sich mit einer ersten Schrift, mit dem Eintritt in die literarische Welt verbinde«, sei am besten »auf einen würdigen und bedeutenden Gegenstand zu richten«, so empfahl Friedrich Baethgen im Jahr 1958.¹ Er berief sich dafür auf Leopold von Ranke, der eben diesen Rat mehr als ein Jahrhundert zuvor schon einmal seinen Schülern erteilt hatte.² Mit seiner Empfehlung beabsichtigte Baethgen, wie ehemals im 19. Jahrhundert auch in der Bundesrepublik »jüngere Forscher« als Bearbeiter für die *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* zu gewinnen. Die Reihe war 1837 durch Ranke ins Leben gerufen worden. Ranke war in den *Jahrbüchern* aber selbst nie als Bearbeiter hervorgetreten. Sein Ziel war es gewesen, die Darstellung der deutschen Geschichte im Mittelalter in einer »zusammenhängenden, annalistischen Behandlung« zu veranlassen, und zwar »von dem Ursprung des fränkischen Reichs bis auf den Untergang der Hohenstaufen«.³ Dabei hatte Ranke gerade nicht »eine eigentliche Geschichte dieses Zeitraums« vorgesehen, wie Baethgen 1958 rückblickend betonte. Vielmehr war es ihm lediglich darum gegangen, ein vorläufiges »Halbfabrikat« zu initiieren, das »auf die zunächst notwendige kritische Durcharbeitung und Sichtung der vorhandenen Nachrichten, auf die Feststellung der Tatsachen nach ihrer chronologischen Folge« gerichtet war; es sollte Forschern und späteren Geschichts-

1 Baethgen 1958, S. 81.

2 Ranke 1837, S. IX.; Baethgen 1958, S. 70f.

3 Ranke 1859, S. 33; Baethgen 1958, S. 72.

schreibern als Arbeitsinstrument dienen.⁴ Das vielbändige Vorhaben zielte auf Vollständigkeit, was die Auswertung der für die jeweiligen Perioden relevanten Quellen betraf. Ranke schwebten »kritisch gesichtete Annalen der deutschen Geschichte« vor.⁵ Äußerlich nach Herrschern gegliedert, innerlich in Jahre parzelliert, fand diese fränkische und römisch-deutsche Reichsgeschichte im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts manche Bearbeiter, die sich der annalistischen Anlage, die Ranke vorgesehen hatte, allerdings mit unterschiedlichem Erfolg unterzuordnen vermochten.

Die Zäsur des Ersten Weltkriegs ließ eine Fortsetzung des Projekts fürs Erste weder realisierbar noch zeitgemäß erscheinen. Denn, so resümierte Baethgen 1958:

»Wissenschaftsgeschichtlich gesehen waren die Jahrbücher ein Ausdruck der Sekurität der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die älteren wie jüngeren Forschern die äußere Möglichkeit und die innere Ruhe dazu gab, sich einer Arbeit zu widmen, deren Abschluß erst nach einer ganzen Reihe von Jahren zu erwarten war, und die auch die Wissenschaft noch nicht vor die Notwendigkeit stellte, ihre Existenz immer wieder besonders zu rechtfertigen und deshalb dem Gedanken der Popularisierung übermäßige Zugeständnisse zu machen. Mit dem ersten Weltkrieg fand diese Situation mit all ihren politischen, wirtschaftlichen und geistigen Gegebenheiten ein jähes Ende und verkehrte sich weitgehend in ihr Gegenteil. Weder die von Nöten und Schwierigkeiten aller Art erfüllten anderthalb Jahrzehnte nach dem Kriegsende noch die hektische Unruhe der nationalsozialistischen Periode konnten den Boden abgeben, auf dem ein Werk in der Art der Jahrbücher hätte gedeihen können.«⁶

Wenn Baethgen in der jungen Bundesrepublik dennoch Hoffnungen an eine Fortsetzung der *Jahrbücher* verschwenden konnte, so offenbar nur deshalb, weil er jene politische »Sekurität« in der Bundesrepublik wieder hergestellt sah, die dem Wilhelminischen Deutschland mit dem Ersten Weltkrieg abhandengekommen war. Seine Überlegungen dokumentieren die politische Ankunft des Wilhelminers Baethgen im sicheren Hafen der Adenauer-Republik.

Indessen hatte Baethgens Passage durch die Zeitläufte des 20. Jahrhunderts eben dort ihren Ausgang genommen, wo auch die geistige Heimat der *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* gelegen hatte: in der »Sekurität« der Welt vor dem Ersten Weltkrieg. Am 12. Juni 1913 war er bei Karl Ham-

4 Ebd., S. 72

5 Ranke 1859, S. 33; Baethgen 1958, S. 72.

6 Ebd., S. 79f.

pe in Heidelberg mit »summa cum laude« promoviert worden.⁷ Die Dissertation des damals 23-Jährigen erschien 1914, noch vor dem Krieg, unter dem Titel *Die Regentschaft Papst Innozenz III. im Königreich Sizilien*.⁸ Baethgens monographisches Debüt, sein »Eintritt in die literarische Welt«⁹ der Wissenschaft, stand in enger Beziehung zu den *Jahrbüchern*. Wenn er sich auch nie zur Mitarbeit an diesem Großprojekt hatte verpflichten lassen, so mochte er doch für sich selbst in Anspruch nehmen, mit seiner »ersten Schrift« dem Ratschlag Rankes gefolgt zu sein und sich genau jenem »würdigen und bedeutenden Gegenstand«¹⁰ gewidmet zu haben, der Ranke vor Augen gestanden hatte: jener *Deutschen Geschichte* nämlich, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von den rührigen Stoffsammlern der *Jahrbücher* als »Halbfabrikat«¹¹ gefertigt worden war. Baethgens Dissertation beruhte, wie der Autor im Vorwort ausführte, auf den »Vorarbeiten zu einer Gesamtedition der Capuaner Briefsammlung«, einer Brief- und Formelsammlung aus dem frühen 13. Jahrhundert, in der auch Briefe aus der Frühzeit Friedrichs II. enthalten sind. Baethgens Lehrer Karl Hampe hatte sie 1897 entdeckt¹² und seit 1901 in Teilen, aber nie vollständig, herausgegeben.¹³ Hampe hatte dafür auch den seit 1908 in Heidelberg studierenden Baethgen herangezogen.¹⁴ Dabei hatte sich herausgestellt, so Baethgen im Jahr 1914, »daß die grundlegende Darstellung der sizilischen Regentschaft Innozenz' III.«, die Eduard Winkelmann 1878 in den *Jahrbüchern* zu *Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig* dargeboten hatte, »in zahlreichen Punkten nunmehr zu überholen sei«. Das »wertvolle in der Briefsammlung selbst überlieferte Nachrichtenmaterial« habe »eine Korrektur mancher Ergebnisse Winkelmanns« notwendig gemacht.¹⁵

Problemstellung und Anlage der *Jahrbücher* waren damit auch für den Promovenden Baethgen bestimmend geblieben. Denn die Darstellung der Regentschaft Innozenz' III. im Königreich Sizilien, die Eduard Winkelmann

7 Das Datum des Rigosums und das Prädikat: Baethgen an Osterrieth 23.3.1917 (PA AA Pers Presse 20). Das Ausstellungsdatum der Promotionsurkunde lautet 2.1.1914 (ABAdW, NL Baethgen 4).

8 Baethgen 1914.

9 Ders. 1958, S. 71.

10 Ebd., S. 81.

11 Ebd., S. 72.

12 Hampe 1898, S. 637f.

13 Eine Gesamtedition besorgte erst Tuczek 2010.

14 Baethgen/Hampe 1912.

15 Baethgen 1914, S. V.

für die *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* im Jahr 1878 in streng annalistischer Form erarbeitet hatte, war Ausgangs- und Zielpunkt seiner Arbeit. Auf sie blieb seine Dissertation stets bezogen: kritisch zwar, was Winkelmanns teils überholte und zu korrigierende Ergebnisse, also den *Inhalt*, betraf; affirmativ aber im Hinblick auf die *Struktur*, auf Geist und Form der Darstellung. Denn in der Ordnung des Stoffs blieb Baethgen weiterhin eng an Winkelmann orientiert.¹⁶ 36 Jahre nach Erscheinen fabriziert Baethgen gewissermaßen die nachgereichten Korrigenda zu Winkelmanns *Jahrbücher*-Band. Aber gerade indem er noch im Jahr 1914 den Band korrigieren konnte, ohne seine Anlage anzutasten, schien sich das Paradigma der *Jahrbücher* zu bestätigen. Die von Ranke einst vorgegebene, für die *Jahrbücher* über Jahrzehnte hinweg verbindliche Problemstellung, alles für einen begrenzten Zeitraum der mittelalterlichen Reichsgeschichte verfügbare Quellenmaterial kritisch zu sichten, aus ihm die *res gestae* der Herrscher zu gewinnen und annalistisch auszubreiten, schrieb der Promovend Baethgen damit ganz schulmäßig fort.

Dabei verbarg sich hinter dem Paradigma der *Jahrbücher*, dem eine so lange Lebensdauer beschieden war, ein Wissenschaftsverständnis, das selbst auf Dauer angelegt war. Erkenntnisgewinn wurde hier als ein Prozess kontinuierlicher *Akkumulation* innerhalb einer einmal vorgefassten Problemstellung verstanden. Denn es gab nur *eine*, über Jahrzehnte hin verbindliche Frage, die zu beantworten war, die nämlich nach der kritischen »Rekonstruktion« der politischen Reichsgeschichte. Der annalistische Ordo unterwarf den historischen Stoff dem Korsett einer scheinbar gleichmäßig dahinfließenden Chronologie der Tatsachen. Noch 1958 hielt es Baethgen für aussagekräftig mitzuteilen, dass Gerold Meyer von Knonau die 69 Jahre der *Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich IV. und Heinrich V.* auf 4.000 Seiten abgehandelt hatte, während Harry Bresslau »für die 15 Regierungsjahre Konrads II.« 1094 Seiten, Siegfried Hirsch »für die 20 Jahre Heinrichs II.« 1443 Seiten, Ernst Steindorff »dagegen für die 17 Jahre Heinrichs III.« mit 1090 Seiten »etwas weniger gebraucht« habe. Aus diesen Befunden errechnete Baethgen einen »Durchschnitt von 60–70« Seiten pro einzeltem Regierungsjahr.¹⁷ Historische Regierungszeit schien hier mit beschriebenem Papier verrechenbar zu sein, ganz so, als ließe sich die mit Tatsachen gefüllte Zeit geradewegs in bedruckte Buchseiten übersetzen. Hinter dieser Sicht

¹⁶ Vgl. die Inhaltsverzeichnisse ebd., S. VIII f., und Winkelmann 1878, S. VIII f.

¹⁷ Baethgen 1958, S. 78, Anm. 26.

stand die objektivistische Illusion, die sich in Zeit ausdehnende historische Wirklichkeit auf dem Papier in analoger Weise *abbilden* zu können. Aber schon der Versuch, den vermeintlichen Ablauf der historischen Tatsachen chronologisch, das heißt: gleichsam *maßstabsgetreu*, wiedergeben zu wollen, musste sich als vergeblich erweisen. Denn er suggerierte Vollständigkeit.

Es war denn auch der ebenso maßlose wie naive Anspruch auf Vollständigkeit der auszuwertenden Quellen und darzustellenden Tatsachen, an dem die *Jahrbücher* langfristig scheitern mussten. Und es war kein anderer als Baethgens Lehrer Karl Hampe, der die Vergeblichkeit dieses Unterfangens bereits vor dem Ersten Weltkrieg erkannt hatte. Hampe selbst hatte sich 1899 für die *Jahrbücher* verpflichten lassen und den Auftrag angenommen, die Regierungszeit Friedrichs II. seit 1227 zur Darstellung zu bringen.¹⁸ Er hatte das Projekt aber nie realisiert. Dagegen unterzog er zehn Jahre später, in einer Rezension zum ersten Band der *Jahrbücher des deutschen Reiches unter Friedrich I.* (1908) von Henry Simonsfeld, die grundsätzliche Anlage der Jahrbücher einer scharfen Kritik. Sie betraf besonders das »Ideal«, »den gesamten historischen Rohstoff der betreffenden Epoche« auszubreiten. Sie zielte auf die Übung, zwischen »Wesentlichem und Unwesentlichem« keinen Unterschied zu machen. Hampe geißelte die Praxis, alles, »was irgend in den Quellen der Zeit auf Ereignisse im deutschen Reich Bezug hat«, »in voller Breite« mitzuteilen.¹⁹ Er warnte davor, die Grundsätze der Vollständigkeit, »die für frühere, quellenarme Jahrhunderte sinnvoll waren, unbesehen auf spätere reichere Zeiten zu übertragen«. Denn dort, wo die Quellen sich üppiger ergossen als in den zeugnisärmeren Jahrhunderten der mittelalterlichen Periode, hatte dies die Bände im wahrsten Sinne des Wortes überquellen lassen müssen: Henry Simonsfelds Band, der die ersten sechs Jahre der Regierungszeit Barbarossas behandelte, zählte »rund 800 Seiten«. »In derselben Weise fortgesetzt«, so rechnete Hampe vor, »werden die Jahrbücher Friedrichs I. es also auf etwa 5000 Seiten bringen und gegen 150 Mark kosten! [...] Absolute Vollständigkeit des Berichts über die Geschehnisse im Reiche noch für das 12. oder gar 13. Jahrhundert anstreben zu wollen, ist m. E. ein Unding!«²⁰

Hampes Kritik war vornehmlich an der Sache orientiert, nämlich an der spezifischen Quellensituation des hohen und späten Mittelalters. Mit dieser Kritik verband sich noch kein grundsätzliches Urteil über die epistemische

¹⁸ Reichert 2009, S. 72.

¹⁹ Hampe 1909b, S. 109f.

²⁰ Ebd., S. 110f. Vgl. Reichert 2009, S. 95f.

Anlage der *Jahrbücher*. Unantastbar erschien auch Hampe ihre Konzeption, die auf akkumulativer Wissensproduktion beruhte und die – dem Vorsatz nach – jede problemorientierte Forschung ausschloss, oder besser: die die Forschung auf *ein einziges* Problem, das der Frage nach den Taten und Tatsachen der deutschen Reichsgeschichte, festlegte. Diese Fragestellung war im Jahr 1909 auch Hampes Fragestellung gewesen. Nur hatte er sie eleganter *beantwortet*, als es die Jahrbücher taten, und zwar in seiner berühmten *Deutschen Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer*, die in eben diesem Jahr zum ersten Mal erschienen war.²¹

An der grundlegenden *Fragestellung* der Jahrbücher begann Hampe erst nach dem Ersten Weltkrieg zu zweifeln. Es sei die Erfahrung der »letzten fünf Kriegsjahre«, die die alten Fragen obsolet gemacht habe, so schrieb er im Juni 1919 an die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Mit dem Krieg habe sich nämlich »auch das innerste Bedürfnis des Historikers von heute« gewandelt. »Er wird nicht leicht, wie so manche tüchtige Forscher der vergangenen Generation das mit Recht konnten, Genüge darin finden, eine kleine Spanne der Geschichte auf das Gründlichste zu bearbeiten, um sich da vollkommen auszukennen«. Der »Grund, von dem aus« der Forscher »solche Aufnahmen machen könnte, schwankt ihm heute, auf das tiefste erschüttert, unter den Füßen, und von dem alten Wertmaßstab sind erhebliche Stücke abgeschlagen.« Erst wenn der Historiker »mit neuen Fragestellungen den großen Gang des weltgeschichtlichen Geschehens durchdacht und von dem stark verschobenen Beobachtungsposten der Gegenwart aus sich wieder in den unergründlichen Rätseln der Menschheit leidlich zurechtgefunden hat, vermag er seine Stellung zu den Dingen neu zu befestigen und seinen Wertmaßstab zu regulieren.« Aus dieser Entwicklung zog Hampe die Konsequenzen und gab seinen Auftrag, für die *Jahrbücher* eine Reichsgeschichte unter Friedrich II. zu verfassen, unwiderruflich zurück.²²

Hampes Vorkriegskritik am Vollständigkeitsprinzip der Jahrbücher hatte die *Dinge selbst*, nämlich die reiche Überlieferung des 12. und 13. Jahrhunderts, zum Ausgangspunkt genommen. Doch erst mit der einschneiden-

21 Hampe 1909a. In diesem Sinne ist denn auch Hampes Kritik an der »Kunstlosigkeit« (ders. 1909b, S. 111) und an der annalistischen Parzellierung »aller kausalen Zusammenhänge« (ebd., S. 110) zu verstehen, von der Hampe seine *Kaisergeschichte* offenbar ausnahm.

22 Karl Hampe an die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 2.6.1919, abgedruckt bei Reichert 2004, S. 412–416.

den Zäsur des Ersten Weltkriegs war es nunmehr auch die neue »Stellung« des Historikers »zu den Dingen«, der »Beobachtungsposten der Gegenwart«, nicht die Dinge selbst, die die *Jahrbücher* hinfällig machten.²³ Die alten Fragen waren obsolet geworden, da der »Grund«, der sie hervorgebracht hatte, »auf das tiefste erschüttert« worden sei. Die neue Gegenwart forderte nicht neue Antworten auf alte Fragen, sondern grundlegend »neue[] Fragestellungen«.

1.2 Nachricht und Wirklichkeit: Die Stunde der Propagandisten

Hampes Absage an die *Jahrbücher* ist als Symptom jener »Krise der Wirklichkeit« zu verstehen, die die europäischen Wissenschaften bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert erfasst hatte und die nach dem Ersten Weltkrieg mit erhöhter Intensität als eine »Krisis des Historismus« wahrgenommen und erörtert wurde.²⁴ Scharfsichtig beobachtete der Orientalist und preußische Kultusminister Carl Heinrich Becker 1926 in seinem Breslauer Vortrag über den »Wandel im geschichtlichen Bewußtsein«, dass der »Glaube an die objektive Geschichtsbetrachtung« verschwunden sei.²⁵ Der Gegenwart widerstrebe »das Fachlich-chronistische oder das rein Politische«, für das auch die *Jahrbücher* gestanden hatten. Für »die meisten« sei »der historische Tatbestand an sich uninteressant geworden.«²⁶ »Neue Quellen, neue Fündlein haben nicht mehr die aufregende Wirkung wie ehemals.«²⁷ Dagegen beherrsche nun das Ringen um »eine neue Auffassung, eine neue Perspektive, eine neue Konstruktion und damit auch eine neue Methode der Geschichtsbetrachtung« die Situation. An die Stelle früherer Versuche historischer »Sinnfeststellung« trete die »Sinnggebung«. Sie gründe auf einem vorsätzlichen, einem »methodischen Subjektivismus«.²⁸ Überhaupt habe das »Subjektive, Kons-

23 Vgl. die Interpretation bei ebd., S. 416f., sowie ders. 2009, S. 95f. und 195–197, der diesen feinen, aber entscheidenden Unterschied zwischen Hampes Rezension zu Simonsfeld von 1909 und Hampes Brief von 1919 unberücksichtigt lässt.

24 Troeltsch 2002. Vgl. Oexle 1996d, S. 10f.; ders. 1996a, S. 182–186. Zur »Krise des Historismus« als »Krise der Wirklichkeit«: ders. 2007, bes. S. 11–22.

25 Becker 1997, S. 347. Als Symptom der »Krise des Historismus« hat Laube 2004, S. 76–79, Beckers Vortrag diskutiert.

26 Becker 1997, S. 348.

27 Ebd., S. 349f.

28 Ebd., S. 350.

truierte, Philosophische, Künstlerische, Religiöse eine ungeahnte, fast ausschließliche Wertung, ja Überbewertung erfahren«. ²⁹

Für die »Überbewertung« des Subjektiven machte Becker »das Erlebnis des Krieges« verantwortlich. Das »deutsche Volk« habe »durch die Ereignisse« des Ersten Weltkriegs »eine unvergeßbare Lektion über das Verhältnis von *Nachricht und Wirklichkeit* und damit über die Grundbegriffe der Geschichte empfangen«. ³⁰ Bisher habe »populäres Denken die Objektivität überlieferter Nachrichten kaum bezweifelt«; »die Subjektivität schien erst einzusetzen bei der Ausdeutung und Auswertung der Nachrichten«. Mit dem Krieg aber sei klar geworden, »daß schon in der Nachricht selbst ein historischer Standpunkt nicht nur verborgen sein kann, sondern nahezu immer zum Ausdruck« komme. Dies habe man »zuerst an der Außenpolitik« erfahren. ³¹

Becker hatte die Propagandapraxis der Krieg führenden Nationen im Auge, die den militärischen Kampf um Territorien fortführten als einen agitatorischen Kampf um die Köpfe, um die öffentliche Meinung sowohl der eigenen Nation als auch des feindlichen und neutralen Auslands. Neben der *Wirklichkeit* der faktischen Stärke eines Heeres und seiner Erfolge gewann seit 1914 die *Nachricht über* diese Wirklichkeit, die *Bilder von* ihr, zusehends ein Gewicht, das für kriegsentscheidend gehalten wurde. Ziel der seit Kriegsbeginn ins Werk gesetzten nationalen Propagandaapparate war es, diese Nachrichten und Bilder zu steuern, ja zu generieren, zugleich aber die der ›feindlichen‹ Nationen durch Gegenpropaganda zu entkräften. ³² Es war die zuweilen unentwirrbare Melange aus Information und gezielter Desinformation, aus Nachricht, Propaganda und Lüge, die bekanntlich Marc Bloch nach dem Ersten Weltkrieg linkerseits des Rheins zu seinen Arbeiten über das *Gerücht im Krieg* und seine soziale Wirksamkeit anregte; Blochs Studien enthalten bereits den gedankliche Kern der Mentalitätengeschichte, die Idee nämlich, dass nicht die ›Wirklichkeit‹, sondern das, was wir für wirklich halten – und sei es nur ein propagandistisch generiertes Gerücht –, unser Verhalten steuert. ³³

29 Ebd., S. 347.

30 Ebd., S. 352f. Hervorhebung von mir. – Insbesondere dieses Zitat schon bei Laube 2004, S. 76.

31 Becker 1997, S. 353.

32 Verhey 1997; Welch 2000; Jeismann 2004. Zu den Anfängen staatlicher Propaganda im 19. Jahrhundert: Piereth 1994.

33 Raulff 1995, S. 79–81, 205–214 und 270–276. Vgl. Oexle 1996h, S. 85. Ferner: ders. 2005c, S. 237. Der Hinweis zum problemgeschichtlichen Zusammenhang zwischen C.

Auch den Deutschen habe die Kriegspropaganda eine »unvergeßbare Lektion über das Verhältnis von *Nachricht und Wirklichkeit*« erteilt, so behauptete Carl Heinrich Becker 1926 rückblickend. In dieser Lehrstunde der Propagandisten war Friedrich Baethgen Lehrer und Schüler zugleich. Seit dem Frühjahr 1917 war er im Nachrichtendienst des Auswärtigen Amts beschäftigt. Aus gesundheitlichen Gründen für den Wehrdienst ungeeignet, hatte er sich unmittelbar nach Kriegsbeginn zunächst dem Etappendienst der freiwilligen Krankenpflege zur Verfügung gestellt.³⁴ Im März 1917 bewarb er sich um eine »Beschäftigung in der Abteilung Preßkontrolle der Zentralstelle für Auslandsdienst«, einer der zentralen Behörden der deutschen Auslandspropaganda, für die sich Baethgen mit seinen Fremdsprachenkenntnissen empfahl.³⁵ Schon im Mai wurde er in der Pressewarte des Auswärtigen Amts eingestellt, zunächst als Redakteur für tägliche Berichte über die deutsche Presse, später als Leiter des Inlandsteils, bis zum Februar 1919 als Leiter der Gesamtedaktion.³⁶ Die Pressewarte des Auswärtigen Amts bildete ein zentrales Instrument der deutschen Presselenkung, Zensur und Propaganda im Ersten Weltkrieg.³⁷ Baethgen war vornehmlich mit der Sichtung und Zusammenstellung deutscher Pressestimmen betraut. Sie wurden in täglichen Presseberichten resümiert, die dem Ziel dienten, die öffentliche Meinung in Deutschland, aber auch im Ausland zu registrieren, um auf sie propagandistisch Einfluss zu nehmen. »Wenn der Pressebericht der Pressewarte sich zu einem geradezu unentbehrlichen Hilfsmittel für die Nachrichtenstellen und verschiedensten Behörden entwickelt hat«, so urteilte im Februar 1919 der Leiter der Pressewarte im Auswärtigen Amt, Legationsrat von Schmidthals, in seinem Arbeitszeugnis für Friedrich Baethgen, »so ist dies nicht zum geringsten Teil der rührigen und verständnisvollen Mitarbeit des Herrn Dr. Baethgen zu verdanken«, der dabei stets »große redaktionelle Geschicklichkeit und ein sicheres politisches Urteil« bewiesen habe.³⁸

H. Beckers Vortrag von 1926 und M. Blochs Studien zu den Kriegsgerichten bereits bei Laube 2004, S. 77, Anm. 208.

34 Baethgen, Kriegstagebuch, Band nicht nummeriert (»Auf dem Kriegsschauplatz«), nicht fol. (MGH-Archiv, A 246). – Baethgens Einsatz beginnt im Dezember 1914 (ebd.).

35 Baethgens Bewerbungsschreiben vom 23.3.1917 (PA AA Pers Presse 20).

36 Arbeitszeugnis der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts, gez. von Schmidthals 28.2.1919 (PP AA Pers Presse 20).

37 Vogel 1941, S. 41–67; Koszyk 1968, S. 24–26, 41 und 46; Stöber 1998, S. 159f.; Wilke 2007, S. 21f.

38 Arbeitszeugnis der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts, gez. von Schmidthals 28.2.1919 (PP AA Pers Presse 20).

Eingesetzt als lesender, sammelnder und resümierender Beobachter der öffentlichen Meinung, wurde Baethgen zum seismographischen Zeugen der Wirkung, welche Nachrichten, Gerüchte und Stimmungen auf die politische Wirklichkeit entfalten können.³⁹ In der Julikrise des Jahres 1917, die im Sturz des Reichskanzler Bethmann-Hollweg gipfelte, beklagte sich Baethgen gegenüber Karl Hampe über »eine widerwärtige, sensationslüsterne Presse«, die »einem nicht das Mindeste« erspare. »Im Handumdrehen« sei man »über die Hauptausschußsitzung« des Reichstags vom 6. Juli 1917 unterrichtet gewesen, in der der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger eine scharfe Kritik am U-Boot-Krieg geübt und einen Verhandlungsfrieden gefordert hatte. »Die Presse brachte immermehr Einzelheiten, ohne dass irgendetwas dagegen geschah.«⁴⁰ Gerade die »Berliner Presse« habe sich »einfach skandalös betragen« und befinde sich »schon so recht im Vollgefühl der Ministerstürzenden und -einsetzenden Presse eines parlamentarischen Staates«. Gemeinsam mit der »Schwatzhaftigkeit der Abgeordneten« des Reichstags habe sie erst die »nötige Krisenstimmung« erzeugt, in deren Folge Bethmann-Hollweg abdanken und der Reichstag eine auf Annexionen verzichtende Friedensresolution beschließen konnte.⁴¹

Indem Baethgen den Zeitungsmeldungen politisch gestaltende Kraft beimaß, konnte er die *Nachrichten* nicht mehr lediglich als *Abbilder der Wirklichkeit* auffassen. Die Nachricht selbst wurde zur politischen Wirklichkeit; sie konnte diese verändern, ja erschaffen. Dies entspricht ganz der epistemologischen Ratio von Propaganda und Zensur. Beiden liegt die Einsicht in die Wirklichkeit erschaffende Potenz von Nachricht und öffentlicher Meinung zugrunde. Bethmann Hollwegs Sturz sei auch deshalb selbst verschuldet, so bilanzierte Baethgen 1917 gegenüber Karl Hampe, weil der Reichskanzler bei der »Dirigierung der öffentlichen Meinung« versagt habe.⁴²

1.3 Umkämpfte Bastionen: Wahrheit und Nation

Am propagandistischen Kampf um die öffentliche Meinung des In- und Auslands hatte sich indessen Baethgens Briefpartner und akademischer Lehrer Karl Hampe schon bald nach Kriegsbeginn beteiligt. Seit 1915 war Hampe

³⁹ Zu Kommunikationskontrolle und Gerüchten im Ersten Weltkrieg: Altenhöner 2008.

⁴⁰ Fehler im Original hier korrigiert.

⁴¹ Baethgen an Karl Hampe 21.7.1917 (MGH-Archiv, A 246).

⁴² Ebd.

pe mit Veröffentlichungen zur Geschichte Belgiens hervorgetreten. Das neutrale Königreich war in den ersten Kriegswochen des Jahres 1914 durch deutsche Truppen besetzt worden. Die Neutralitäts- und Völkerrechtsverletzung, die das Deutsche Reich damit begangen hatte, stieß auf eine internationale Welle der Entrüstung. Um den internationalen Vorwürfen zu begegnen, behauptete man, einem durch Frankreich und Großbritannien beabsichtigten Einmarsch in Belgien zuvorgekommen zu sein und daher aus Notwehr gehandelt zu haben. Dieser Argumentation schloss sich auch der berühmte Aufruf »An die Kulturwelt!« vom 4. Oktober 1914 an, in dem sich 93 deutsche Künstler und Wissenschaftler zusammenfanden, um Deutschland gegen die Anklagen der Entente und des neutralen Auslands in Schutz zu nehmen; zu ihnen gehörte neben dem Vorwurf der Neutralitätsverletzung auch der Vorwurf völkerrechtswidriger Kriegsführung, der durch Nachrichten von brutalen Militäraktionen gegen die belgische Zivilbevölkerung genährt worden war. Das Prädikat »wahr« nahm in diesem »Manifest der 93« eine Schlüsselrolle ein. Sechsmal hob der Text mit einem deklamatorischen »Es ist nicht wahr, daß...« an, um die Anklagen der Weltöffentlichkeit als gegenstandslos zurückzuweisen. Die Schrift eröffnete die Logik von Propaganda und Gegenpropaganda. Sie ließ den territorialen Okkupationen der Kriegsmaschinerie einen geistigen Okkupationsanspruch auf die *Wahrheit* folgen. Für die Wahrheit aber wissen sich die Intellektuellen zuständig – der Aufruf gilt als ein Schlüsseldokument der »geistigen Mobilmachung«⁴³ im Ersten Weltkrieg.⁴⁴

Karl Hampe war an dem Aufruf nicht beteiligt gewesen. Gleichwohl hatte er bald nach dem deutschen Einmarsch in Belgien an einer »belgischen Geschichte« zu arbeiten begonnen.⁴⁵ Sie erschien 1915 unter dem Titel *Belgiens Vergangenheit und Gegenwart* und war, wie der Autor im Vorwort mitteilte, »aus dem ganz persönlichen Bedürfnis entstanden, aus der belgischen Vergangenheit für die Aufgaben der Gegenwart zu lernen.« Hampe hoffte, dadurch »in bescheidenem Maße an der Lösung der schwierigen Zukunftsaufgaben mitzuarbeiten.«⁴⁶ Denn wer sich »mit der Geschichte der Völker beschäftigt hat, der weiß, daß auch die gewaltigen Umwälzungen, die der gegenwärtige Weltkrieg hervorbringen mag, schwerlich einen völligen Bruch

43 Flasch 2000. Ferner: Hoeres 2004; Mommsen 1996.

44 Ungern-Sternberg/Ungern-Sternberg 1996. Der Aufruf ebd., S. 144–147.

45 Hampes Tagebucheintrag vom 25.9.1914 (Hampe 2004, S. 130). Zu Hampes belgischen Schriften: Reichert 2009, 119–130.

46 Hampe 1915b, S. III.

mit ihrer ganzen Vergangenheit bedeuten werden, und daß nur diejenigen Neuordnungen des Friedens Aussicht auf dauerndes Einleben haben, die nicht ganz und gar von den Bahnen der früheren Entwicklung ablenken.« Und weiter heißt es: »Nur in diesem Sinne soll im folgenden der Versuch gemacht werden, die Geschichte der belgischen Niederlande als Beraterin für die Lösung der Gegenwartsprobleme beizuziehen.«⁴⁷

Die »Gegenwartsprobleme«, die Hampe einer »Lösung« zuführen zu können glaubte, betrafen besonders die Frage nach der Rechtmäßigkeit des deutschen Einmarschs. Hampe argumentierte – wie schon der Reichskanzler am 4. August 1914 –, dass Deutschland Belgien aus Notwehr besetzt habe.⁴⁸ Zudem habe Belgien »nur scheinbar neutral[], in Wahrheit feindselig[]« gegenüber dem Deutschen Reich gehandelt, als es bereits vor dem Krieg durch geheime Vereinbarungen mit Großbritannien seine Neutralität verletzt habe.⁴⁹ Hampe machte sich eine Argumentation zu eigen, die in Deutschland nach dem Auftauchen der sogenannten »conversations anglo-belges« ventiliert wurde, Geheimdokumente aus Brüsseler Archiven, die genau jenen vermeintlich durch Belgien begangenen Neutralitätsbruch zu belegen schienen.⁵⁰

Friedrich Baethgen begleitete die Auseinandersetzung seines Lehrers mit der belgischen Frage wiederholt durch treue Zuarbeit. Im März 1915 nutzte er seinen Urlaub vom Etappendienst der freiwilligen Krankenpflege für Recherchen im Auswärtigen Amt, um Hampe mit Exzerpten und anderem Material zur Frage der belgischen Neutralität zu versorgen.⁵¹ Für den Geschichtsunterricht an höheren Schulen gab er noch 1918 eine Quellensammlung zur Geschichte Belgiens seit 1830 heraus, in der er den Standpunkt seines Lehrers aus den ersten Kriegsjahren vertrat: dass Belgien seine Neutralität bereits vor dem Krieg eigenverantwortlich verletzt habe.⁵² Einer voll-

47 Ebd., S. 2f.

48 Ebd., S. 89–97.

49 Ebd., S. 2 sowie 79–89.

50 Reichert 2009, S. 120. Zum Problem: Kunz 1924, S. 122–124; Wende 1969; Lademacher 1971.

51 Baethgen an Hampe 8.3.1915; Baethgen an Hampe 12.3.1915 (UB Heidelberg, Heid. Hs. 4067 C 2.2). Hampes Danksagung an Baethgen: Hampe 1915b, S. IV.

52 Einleitung zu Baethgen 1918. – Darüber, dass dieser Standpunkt zum Zeitpunkt der Publikation nicht mehr haltbar und durch neuere Veröffentlichungen Hampes bereits überholt war, muss sich Baethgen im Klaren gewesen sein (Baethgen an Hampe 22.2.1918, MGH-Archiv, A 246 sowie Baethgen 1921). Zu Hampes Positionswechsel in der Frage der belgischen Neutralität: Reichert 2009, S. 129.

ständigen Annexion Belgiens stand Baethgen zu Anfang des Krieges aber kritisch gegenüber. Er sei »überzeugt, daß wir damit einen sehr schwer zu verarbeitenden Fremdkörper ins Fleisch bekämen«, schrieb er Hampe im Dezember 1914. Auch konnte er die »Frage nach unserer ethischen Berechtigung [...] noch nicht bejahen«. ⁵³ Einem völligen Verzicht auf Annexionen mochte er aber ebenso wenig beipflichten. Im Juni 1916 tadelte Baethgen »die Neigung linksstehender Kreise«, einen »Kompromißfrieden mit England« anzustreben, »und zwar auf Kosten unserer Stellung in Belgien, etwa in der ungläublichen Form, daß Belgien völlig wiederhergestellt werden soll«. ⁵⁴

Der Frage nach der »künftige[n] Entscheidung«, die für Belgien zu treffen sei, ging auch Karl Hampe nach. Bei ihr habe »der Eroberer das entscheidende Wort zu sprechen«, so Hampe im Jahr 1915. Denn »das belgische Staatswesen kann nicht einfach auf den früheren Stand hergestellt werden!« Wie sein Schüler Baethgen erwog auch Hampe mögliche Annexionen, die er nicht nur von militärischen, politischen und wirtschaftlichen, sondern auch von *historischen* Gesichtspunkten abhängig gemacht sehen wollte. ⁵⁵ Zwar mochte er aus der Tatsache, dass der »größte[] Teil Belgiens« mit der Gewinnung Lothringens unter Heinrich I. im Jahr 925 »sicherer deutscher Besitz geworden« sei, ⁵⁶ keine »politische[n] Rechte« des Deutschen Reichs auf das moderne Belgien als Ganzes ableiten. ⁵⁷ Eine Ausnahme aber behielt sich Hampe für die Provinz Lüttich vor. Denn Lüttich sei »trotz seiner vorwiegend wallonischen Bevölkerung viel länger und lebendiger als andre Provinzen des modernen Belgiens ein Glied des östlichen Deutschen Reiches« geblieben, »mit dem es auch kirchlich durch seine Unterordnung unter das Erzbistum Köln eng verbunden war«. ⁵⁸ Hampe rief die »rührende Anhänglichkeit der Lütticher an Kaiser Heinrich IV., den sie noch in seiner letzten höchsten Not unterstützten«, ins Gedächtnis. Im 16. Jahrhundert sei Lüttich dem westfälischen Reichskreis angeschlossen worden, wo es als Fürstbistum bis ins 18. Jahrhundert »von bayrischen Prinzen aus dem wittelsbachischen Hause« regiert worden sei. Erst die Französische Revolution habe »einen völligen Bruch mit der Vergangenheit gebracht«, indem Lüttich nun

⁵³ Baethgen an Hampe 25.12.1914 (MGH-Archiv, A 246).

⁵⁴ Baethgen an Hampe 13.6.1916 (MGH-Archiv, A 246). – Zu den Kriegszielen des Deutschen Reichs in Belgien: Fischer 1961, S. 262–274, 321–340; Wende 1969; Stevenson 2006, 163–166.

⁵⁵ Hampe 1915b, S. 2.

⁵⁶ Ebd., S. 8.

⁵⁷ Ebd., S. 9.

⁵⁸ Ebd., S. 35. Interpunktion korrigiert.

der französischen »Republik einverleibt« worden sei. Als »Ergebnis der geschichtlichen Betrachtung« könne daher »festgestellt werden«: »sollte aus militärischen Gründen eine völlige Einverleibung gerade des Lütticher Landes, etwa in Preußen, für notwendig erachtet werden, würde seine frühere Vergangenheit einer solchen Forderung durchaus entsprechen; ein historisches Recht Deutschlands auf dies besondere Gebiet könnte mit verstärktem Anspruch geltend gemacht werden.«⁵⁹

Hampe bemühte damit – neben militärischen Gesichtspunkten – auch die Geschichte, das heißt einen historischen Zustand politischer Zugehörigkeit, um deutsche Annexionsansprüche in Belgien zu rechtfertigen. Dabei ist bezeichnend, dass Hampe den entscheidenden »Bruch mit der Vergangenheit« in der Französischen Revolution erblickte, in deren Folge Lüttich Teil der französischen Republik geworden war. Ähnlich wie in den »Rheinlanden« hätten die »Französisierungsversuche« in Belgien nach der Revolution »den Bruch mit der mittelalterlichen Vergangenheit vollzogen«, dabei »gleichmachend auf die Gesellschaft gewirkt« und »die Einflüsse auch nachher noch durch das festgehaltene Recht des Code Napoléon verstärkt.«⁶⁰ Diesen »Bruch« mit der Vergangenheit aber betrachtete Hampe zugleich als einen Bruch mit einem historischen Zustand *legitimer* Verhältnisse. An die Stelle *gewachsener historischer* Rechte hätten die Franzosen »unter der trügerischen Selbstvorspiegelung eines Naturrechtes«⁶¹ in Belgien »zentralistische Tendenzen und demokratische Ideale« sowie »Frankreichs Recht, Kultur und Staatsgefühl« verankert.⁶² Sieht man einmal von Hampes anti-französischen Ressentiments ab, so wird deutlich, wogegen sich sein Rekurs auf die *Geschichte* als »normative[s] Fundament[]« des »Denkens und Handelns«⁶³ richtete: Gegen den durch Rationalismus, Naturrechtslehre und Vertragsdenken gekennzeichneten historischen Bruch, den die Französische Revolution vollzogen hatte. Ihm begegnete Hampe mit dem im nachrevolutionären Konservatismus verankerten Credo der Revolutionsgegner: dem »Glaube[n] an die normative Kraft des Historischen«⁶⁴. Nur auf der Grundlage dieses Glaubens konnte Hampe den politischen Beziehungen, die vor der Franzö-

59 Ebd., S. 36–38. Diese Konklusion fehlt in Hampes inhaltlich ansonsten weitgehend deckungsgleichem Beitrag: ders. 1915a, S. 351.

60 Hampe 1915b, S. 39f.

61 Ders. 1915a, S. 353.

62 Ebd., S. 355.

63 Schnädelbach 1999, S. 56.

64 Ebd.

sischen Revolution zwischen Lüttich und dem römisch-deutschen Reich bestanden hatten, eine legitimatorische Relevanz für deutsche Annexionspläne zusprechen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gewann der »Glaube an die normative Kraft des Historischen« neues Gewicht in Deutschland. Auf den Versailler Vertrag, der das Deutsche Reich zu umfangreichen Gebietsabtretungen verpflichtete, reagierten deutsche Intellektuelle und Politiker nicht zuletzt mit dem Verweis auf die Geschichte. Man berief sich auf historische Grenzverläufe und Kulturräume, um die vermeintliche Unrechtmäßigkeit der Bestimmungen darzutun. »Es hat wohl kaum eine Zeit gegeben, in der die geschichtliche Konstruktion größere Bedeutung für die praktische Politik besessen hätte als die unsrige«, so konstatierte Carl Heinrich Becker 1926 auf dem Breslauer Historikertag.⁶⁵ Die Geschichtswissenschaft wurde zum Reflexions- und Argumentationsraum über Demarkationslinien, und sie konnte dies nur werden, so lang man historischen Zuständen eine normative Relevanz für die Gegenwart zuwies. Ganz in diesem Sinne ist auch die in Deutschland allenthalben geteilte Rede von der vermeintlichen *Ahistorizität* der Versailler Nachkriegsordnung zu verstehen. Ihr liegt die weitgehend unausgesprochene Annahme von der Normativität des Historischen zugrunde: Versailles konnte nur deshalb der Ahistorizität gescholten werden, weil man es als Bruch mit der Vergangenheit und damit als Normverletzung begriff. Ganz so argumentierte etwa der Danziger Volkshistoriker Erich Keyser 1926 in dem Sammelwerk *Der Kampf um die Weichsel*. Der »Verlauf der gegenwärtigen politischen Grenzen und die durch sie geschaffenen staatlichen Einheiten« im Osten Europas seien »schon deshalb« zurückzuweisen, »weil jene Grenzen ohne Rücksicht auf geschichtliche Zusammenhänge gezogen sind.« Die »Macht räumlicher und völkischer Gegebenheiten, die Macht geschichtlicher Tatsachen« aber sei »noch niemals ungestraft mißachtet worden.«⁶⁶ Gerade weil das *revisionistische* Argument im Kern ein *historisches* Argument ist, riefen die irredentistischen Auseinandersetzungen mit dem Versailler Vertrag in Deutschland die Historiker auf den Plan. Dass derlei Argumentationsgänge nicht neu, sondern bereits vor Versailles bemüht worden waren, zeigen Hampes annexionistische Planspiele für Belgien, die sich auf Zustände von vor der Französischen Revolution beriefen.

65 Becker 1927, S. 352.

66 Keyser 1926, S. VII.

Überdies aber verbarg sich hinter Hampes Rekurs auf die Geschichte als »Beraterin für die Lösung der Gegenwartsprobleme«⁶⁷ der Versuch, politische Fragen den Lösungsinstrumenten der Wissenschaft zuzuführen, um dort, im Bereich der Wissenschaft, Antworten von *politischer* Relevanz zu erhalten. Hampes Bemühen, aus historischen Tatsachen, nämlich einem War-Zustand politischer Zugehörigkeit, eine Rechtfertigung territorialer Forderungen abzuleiten, folgte genauer jener Strategie. Das Verführerische an dieser politischen Legitimationsfunktion, die der Historiker dabei für sich reklamierte, bestand in der Illusion, ein politisches Problem im Raum der Wissenschaft gleichsam *entpolitisieren* zu können. Indem der Historiker als wissenschaftlicher Experte in einer politischen Angelegenheit sprach, schien er den nationalen Gegensätzen entrückt und über alle partikularen Standpunkte erhaben zu sein. Genau dies beanspruchte auch das von Otto Hintze herausgegebene und vom Auswärtigen Amt großzügig bezuschusste propagandistische Sammelwerk *Deutschland und der Weltkrieg* von 1915. Neben anderen namhaften deutschen Historikern war in ihm auch Hampe mit einem Beitrag über »Belgien und die großen Mächte« vertreten. Man wolle nicht in die »traurige Arena wüsten Geisteskampfes« der westlichen Propagandaapparate herabsteigen, heißt es dort im Vorwort. Vielmehr halte man es für seine »Pflicht«, »mit den Mitteln der Wissenschaft [...] in der ruhigen und objektiven Art, welche diese Kriegszeit überhaupt gestattet, die umstrittenen Hauptfragen des Krieges zu behandeln«.⁶⁸

In Hampes Arbeiten zur belgischen Frage ist bereits das fundamentale Dilemma von *Wahrheit und Nation* angelegt, das für die Revisionshistoriographie der Zwischenkriegszeit ausschlaggebend werden sollte und auch Baethgens politische Historiographie bestimmen wird: Es ist der aussichtslose Versuch, ein *nationales* und damit partikulares politisches Ziel – die deutsche Annexion der belgischen Provinz Lüttich – vor der *Weltöffentlichkeit* und der stets *internationalen* Wissenschaft einer wissenschaftlichen Begründung zuzuführen, die als *wahr* anzuerkennen sei. Karl Hampe musste nach dem Ersten Weltkrieg die Uneinlösbarkeit dieses Unterfangens eingestehen. Wahrheit und Objektivität, so schrieb er 1925 selbstkritisch mit Blick auf seine »belgischen Schriften«, seien besonders in Zeiten des Krieges schwer gefährdet, wo die Interessen der jeweils eigenen Nation den Zielpunkt des For-

67 Hampe 1915b, S. 3.

68 Hintze u.a. 1915, S. III f.

schens ausmachen und jeder nur nach der Devise verfare: »right or wrong my country«. ⁶⁹

Dem angehenden Historiker Friedrich Baethgen aber sollten diese Denkgfiguren den politischen Weg durch die Zwischenkriegszeit weisen: Das Dilemma von *Wahrheit und Nation* wurde für Baethgen ebenso bestimmend wie der »Glaube an die normative Kraft des Historischen«. ⁷⁰ Es ist bezeichnend, dass Baethgen nach 1918 selbst die legitimatorische Kraft von Volksabstimmungen in den abgetretenen Gebieten für geringer veranschlagte, als die vermeintlichen Rechte, die der Historiker aus der Geschichte ableiten zu können glaubte. So habe die Volksabstimmung in Oberschlesien vom 21. März 1921, bei der sich knapp 60 Prozent der Wähler gegen die Zugehörigkeit zu Polen entschieden, zwar zum Verbleib der Provinz im Deutschen Reich geführt. Doch wiege »alles historische Recht« letztlich »schwerer [...] als das leere und mechanische Prinzip der rohen Zahl«. Und dieses »historische Recht« spreche – mit und ohne Plebiszit – »für Deutschland, mit dem Oberschlesien seit siebenhundert Jahren verbunden gewesen ist«. ⁷¹

1.4 Tatsachen und Legenden: Die Stunde der Historiographen

Baethgens historische Begründung, für die ihm vielleicht auch die historischen Argumente seines Lehrers Vorbild waren, zielte nicht nur auf politische Legitimation sondern auch auf *Sinnstiftung*. Und es ist nicht weiter verwunderlich, dass er, der seit dem letzten Kriegsjahr beabsichtigte, seine Habilitation voranzutreiben und den Berufsweg des Historikers einzuschlagen, ⁷² dem Historischen das Vorrecht politischer Sinnproduktion zuwies. Als historische Sinnproduzenten hatten sich Baethgen und mehr noch Hampe im Krieg bewährt. Hier waren sie Teil der Kriegspropaganda geworden, jener »Sinnindustrie«, die zu dem Zweck ins Werk gesetzt worden war, die Sinnlosigkeit

⁶⁹ Hampe 1969b, S. 33. Vgl. Oncken 1914, S. 223.

⁷⁰ S. Kap. III.1, III.4 und V.2.2.

⁷¹ Baethgen 1926, S. 569.

⁷² Baethgen an Hampe 1.1.1919 (MGH-Archiv, A 246): »Wie sehr es mich innerlich dazu treibt, an der akademischen Karriere selbst um den Preis mancher Opfer (Heirat u. a.) festzuhalten, spüre ich täglich stärker«. – Baethgen, Kriegstagebuch III (MGH-Archiv, A 246), Eintrag vom 19.5.1919: »Ich [...] wollte jedoch noch den ganzen März [1919] in Berlin bleiben, um die Bibliotheken für das mir von Hampe schon im Sommer 1918 vorgeschlagene Thema [der Habilitationsschrift] – der Anspruch der Päpste auf das Reichsvikariat – voll auszukosten.«

des Kriegs »zu verdecken, indem sie Gründe für den Krieg und seine Fortdauer herstellte«. ⁷³ Wie verschieden nimmt sich die historische *Sinnhuberei* der Propagandisten gegenüber der Selbstgenügsamkeit positivistischer Tatsachenforschung aus, wie sie die *Stoffhuber* der *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* vor dem Ersten Weltkrieg gepflegt hatten. ⁷⁴ Erstere waren fortwährend damit beschäftigt, die Ereignisse und Tatsachen des Krieges mit Sinn zu versehen und zu legitimieren, oder aber sie zu verschweigen, zu verzerren, zu erfinden. Letzteren war im saturierten Wissenschaftsbetrieb des späten Kaiserreichs die Frage nach Sinn und Legitimität ihres historischen Forschens abhandengekommen. »Alle kulturwissenschaftliche Arbeit in einer Zeit der Spezialisierung«, so hatte Max Weber bereits 1904 erkannt, »wird, nachdem sie durch bestimmte Problemstellungen einmal auf einen bestimmten Stoff hin ausgerichtet ist und sich ihre methodischen Prinzipien geschaffen hat, die Bearbeitung dieses Stoffes als Selbstzweck betrachten, ohne den Erkenntniswert der einzelnen Tatsachen stets bewußt an den letzten Wertideen zu kontrollieren«. ⁷⁵ Die Tatsachen und Ereignisse der Reichsgeschichte waren den Stoffhubern der *Jahrbücher* nur noch um ihrer selbst willen der Darstellung wert. Vor dem Sinnproduzenten Hampe hatten sie ihre Legitimität verloren. Nicht zuletzt jenes Sinndefizit war es dann auch, das Hampe den *Jahrbüchern der Deutschen Geschichte* nach dem Krieg vorgehalten hatte. »Die letzten fünf Kriegsjahre haben meine Studien unter der Einwirkung vaterländischer Erwägungen in eine neue Richtung gelenkt«, so hatte Hampe den Herausgebern im Juni 1919 mit Blick auf seine Schriften zur belgischen Frage mitgeteilt. Und so schein es ihm heute mehr »als irgendwann [...] geboten zu sein, weiteren Kreisen des deutschen Volkes in knapper, lebendiger Form die Geschichte seiner Vergangenheit vorzuführen, seinen erstorbenen oder gar nicht entwickelten historischen Sinn anzuregen«. ⁷⁶

Auch Baethgen ließ nach dem Ersten Weltkrieg die *Jahrbücher der Deutschen Geschichte* hinter sich. Am 3. Mai 1920 habilitierte er sich in Heidelberg mit einer Arbeit, die – gekürzt um einige Kapitel – noch im gleichen Jahr als Zeitschriftenaufsatz erschien, und zwar unter dem Titel: »Der Anspruch des Papsttums auf das Reichsvikariat: Untersuchungen zur Theorie

⁷³ Jeismann 2004, S. 202.

⁷⁴ Die Rede von den »Stoffhubern« und den »Sinnhubern« geht zurück auf Vischer 1862. Vgl. Weber 1988b, S. 214.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Karl Hampe an die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 2.6.1919, abgedruckt bei Reichert 2004, S. 412–416, die Zitate: S. 413 und 415.

und Praxis der *potestas indirecta in temporalibus*«. ⁷⁷ Schon der Titel verrät, dass hier nicht Taten und Tatsachen, nicht die *res gestae* der Päpste und Kaiser, sondern Ansprüche, Ideen, Legitimationsstrategien im Vordergrund standen. Baethgen hatte sich zum Ziel gesetzt, »den Gedanken des päpstlichen Reichsvikariats in seiner theoretischen und in seiner praktischen Geltung zur Darstellung zu bringen«. ⁷⁸ Von Innozenz III. bis zu Johannes XXII. untersuchte er die Ansprüche der Päpste, die römisch-deutschen Herrscher bei Vakanz des Imperiums zu vertreten und auf diese Art Herrschaftsrechte im Reich, besonders in Reichsitalien, wahrzunehmen. Dabei ging es Baethgen zum einen um die theoretischen und rechtlichen Begründungsstrategien der Päpste des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts, zum anderen um den politischen Erfolg, mit dem sie die an der Herrschaftsausübung verhinderten römisch-deutschen Könige und Kaiser vertreten konnten.

Das Thema ging auf einen Vorschlag Hampes zurück. ⁷⁹ Es war dem zweiten Band von Julius von Fickers *Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens* (1869) entlehnt; fast gleichlautend war dort mehrfach vom »Anspruch des Papstes auf das Reichsvikariat« die Rede. ⁸⁰ Die Übereinstimmung verdeutlicht nicht zuletzt Baethgens und Hampes akademischen Filiationszusammenhang. Karl Hampe war einst von dem Ficker-Schüler Paul Scheffer-Boichorst promoviert worden; ⁸¹ er selbst bezeichnete sich als Fickers »Enkelschüler«. ⁸² Fickers wissenschaftliche Beschäftigung mit den Staufern und mit Reichsitalien hatte nicht nur Scheffer-Boichorsts Forschungsprofil geprägt. ⁸³ Auch für dessen Schüler Hampe wurde die Reichs- und Kir-

⁷⁷ Baethgen 1920a. Zum Datum der Habilitation: Personalakte Baethgen im Reichserziehungsministerium (BArch, ehem. BDC, R 4901, B. 150). Zur nur teilweisen Veröffentlichung seiner Habilitationsschrift: Baethgen 1920a, S. 168, Anm. 1. Die Aufsätze ders. 1925a und ders. 1928 gingen offenbar aus Baethgens Habilitationsschrift hervor (so Grundmann 1960, S. IX); vermutlich sind sie als jene »Abschnitte« aus seiner Schrift anzusehen, die Baethgen »an anderer Stelle« separat veröffentlichen wollte (Baethgen 1920a, S. 168, Anm. 1). Ferner: Ministerium des Kultus und Unterricht an den Ergeren Senat der Universität Heidelberg 12.2.1920: »Wir genehmigen die Habilitation des Dr. Friedrich Baethgen in der philosophischen Fakultät für das Fach mittlere und neuere Geschichte und stimmen zu, dass von der Drucklegung der Habilitation vorläufig abgesehen wird« (UAHU, Personalakten (nach 1945), Baethgen, »Dienstliche Personalakten Dr. Friedrich Baethgen«, nicht fol.).

⁷⁸ Baethgen 1920a, S. 168.

⁷⁹ Baethgen, Kriegstagebuch III (MGH-Archiv, A 246), Eintrag vom 19.5.1919.

⁸⁰ Ficker 1869, S. 458f. Vgl. Baethgen 1920a, S. 173, Anm. 1.

⁸¹ Hampe 1969b, S. 13–16. Hampes Dissertation: ders. 1893.

⁸² Hampe 1969b, S. 16.

⁸³ Baethgen 1937b, S. 3.

chengeschichte des späten 12. und des 13. Jahrhunderts zu einem zentralen Arbeitsfeld.⁸⁴ Baethgen hatte sich nicht zuletzt mit seiner Dissertation *Die Regentschaft Papst Innozenz' III. im Königreich Sizilien* (1914) über die Vormundschaft Innozenz' für den jungen Friedrich II. ganz im Themenspektrum Hampes und seiner Lehrer Scheffer-Boichorst und Ficker bewegt. Gleiches gilt für Baethgens Habilitationsschrift, mit der er sich nun erneut der Geschichte Reichsitaliens unter dem Vorzeichen der Konflikte zwischen Kaiser und Papst an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter zuwandte.

Baethgen machte sich damit Fickers Frage nach den nord- und mitteleuropäischen Auseinandersetzungen zwischen Papsttum und Reich zu eigen. Doch schon der Untertitel seiner Habilitationsschrift verdeutlicht, dass Baethgen um eine neue Perspektive rang. Der Autor wollte seine Studien als »Untersuchungen zur Theorie und Praxis der potestas indirecta in temporalibus« verstanden wissen. Den Anspruch der Päpste auf Vertretung der römisch-deutschen Herrscher ließ Baethgen auf die grundsätzliche Frage nach der Berechtigung der geistlichen Gewalt, in weltlichen Dingen überhaupt Herrschaft auszuüben, zulaufen. Baethgen führte die sich aus der Vikariatsidee ergebenden päpstlichen Vertretungsansprüche erstmals einer Auseinandersetzung zu, die die kuriale Theoriebildung über diese Frage in den Blick nahm. Das zuvor bei Julius von Ficker aus Sicht der päpstlichen Territorial- und der römisch-deutschen Italienpolitik verhandelte Problem des päpstlichen Reichsvikariats stellte Baethgen so in einen neuen Zusammenhang: An die Stelle des Reichs rückte er das Papsttum und mit ihm die ideen- und kirchenrechtsgeschichtlichen Grundlagen seines politischen Handelns ins Zentrum.⁸⁵

Mit dieser methodischen Ausrichtung lag Baethgen im Trend. Unter »dem Eindruck der Katastrophe« des Ersten Weltkriegs sollte Hampe 1925 konstatieren, dass »sich die bisher vorwaltende, mehr realpolitische Auffassung« in der Geschichtswissenschaft »doch einige Abstriche gefallen lassen« müsse. Im Ganzen habe »die auf kulturwissenschaftliche, soziologische, ideengeschichtliche Probleme gerichtete Tendenz, die seit Ende des vorigen

84 Hampes Schriftenverzeichnis ebd., S. 22–32, sowie Hampe 1969b, S. 16f.

85 Dabei gelang es Baethgen erstmals, die Ausbildung der Vikariatsidee in einen Zusammenhang mit dem kurialen Anspruch auf Approbation der römisch-deutschen Herrscher zu bringen, indem er die parallele Ausbildung beider Theoreme sowie die hierokratischen Begründungen, auf denen beide beruhten, aufzuzeigen vermochte (Heckmann 2002, S. 18; Miethke 2005, S. 305, Anm. 61, und S. 306).

Jahrhunderts im Vormarsch ist, jetzt die Oberherrschaft gewonnen.«⁸⁶ Hampe selbst hatte diese »Tendenz« befördert. Seit der Jahrhundertwende hatte er sich wiederholt Themen der »Kulturgeschichte« zugewandt, worunter Hampe selbstredend die Geschichte der *Hochkultur* verstand: Kunst und Literatur, Religion, Theologie und Philosophie.⁸⁷ Auch die mittelalterliche Geschichtsschreibung zählte Hampe diesem Feld zu. Sie war für ihn vor und während des Ersten Weltkriegs zu einem Gelegenheitsthema geworden, als er für das *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* den Überblicksartikel »Geschichtsschreibung (bis 1024)« und ebendort auch zahlreiche Beiträge zu mittelalterlichen Historiographen verfasste.⁸⁸

Für Baethgen aber wurde die mittelalterliche Geschichtsschreibung nach dem Ersten Weltkrieg zu einem neuen Forschungsfeld. Im Juli 1920, unmittelbar nach der Habilitation, fand er Beschäftigung in der von Harry Bresslau geleiteten Heidelberger Außenstelle der *Monumenta Germaniae Historica*.⁸⁹ Für die Scriptorum-Abteilung der *MGH* besorgte er Editionen der *Vita sancti Aribaldi* und der *Vita Iohannis Gualberti*, die der Benediktinerabt Andreas Strumensis im 11. Jahrhundert verfasst hatte; sie erschienen 1934.⁹⁰ Weitaus mehr Beachtung aber fand seine Edition der Chronik des Franziskaners Johann von Winterthur. Sie wurde 1924 in die Scriptorum-Abteilung der *MGH* aufgenommen.⁹¹ Die Editionsarbeit veranlasste Baethgen zu weiterführenden Forschungen über die franziskanische Geschichtsschreibung des 13. und 14. Jahrhunderts. Ihre Ergebnisse veröffentlichte er 1925 in der *Historischen Zeitschrift* unter der Überschrift »Franziskanische Studien«, ein Verlegenheitstitel, der noch an den antiquarischen *Varia*-Charakter erinnerte, der der alten Kulturgeschichtsschreibung einst von ihren Gegnern zum Vorwurf gemacht worden war. Was Baethgen in seinem Aufsatz bot, zeugte allerdings durchaus nicht von Verlegenheit. Gerd Tellenbach sollte die Abhandlung in seinem Nachruf von 1973 als das »Beste[]« bezeichnen, »was Baethgen je gelungen ist.«⁹²

86 Hampe 1969b, S. 34f.

87 Reichert 2009, S. 219–230.

88 Vgl. Hampe 1913–1915 sowie Hampes Schriftenverzeichnis bei Baethgen 1937b, S. 26.

89 Baethgens Anstellungsvertrag als Mitarbeiter bei der Scriptorum-Abteilung der *Monumenta Germaniae Historica* vom 30.6.1920. Beginn der Anstellung: 1.7.1920 (ABAdW, NL Baethgen, Nr. 6).

90 *Vita sancti Aribaldi* 1934; *Vita Iohannis Gualberti* 1934.

91 Die Chronik Johanns von Winterthur 1924.

92 Tellenbach 1973a, S. 6.

Baethgen wählte für seinen Aufsatz einen dezidiert historiographiegeschichtlichen Ansatz. Es komme ihm *nicht* darauf an, »nur den unmittelbaren, sozusagen handgreiflichen Quellenwert« des »überlieferten Nachrichtenmaterials zu bestimmen«, das die Chronik Johanns von Winterthur darbreite. Denn »in letzter Zeit« sei »mehrfach betont worden, daß die Feststellung des Wahr oder Falsch der einzelnen tatsächlichen Angaben noch nicht unbedingt über den Wert eines Geschichtswerkes entscheide«. Vielmehr beabsichtige er, Johanns Werk »in den allgemeinen Rahmen seiner Zeit und Umwelt hineinzustellen, es als Spiegelung einer bestimmten geschichtlichen Situation aufzufassen, seine Verbindungslinien zu anderen Gebieten geistiger Tätigkeit nachzuziehen und die inneren Voraussetzungen aufzuzeigen, die das Geschichtsbild des Autors in Stoffauswahl und Formgebung bestimmen.«⁹³

Nicht allein die »besonderen Anschauungen, Vorurteile und Denkgewohnheiten, die in der Ordensgemeinschaft lebendig waren«, standen dabei im Mittelpunkt der Untersuchung. Gewichtiger noch mochte dem Autor die ganz konventionelle Frage nach Johanns Quellen erscheinen. Aus ihr entwickelte Baethgen die weiterführende Frage danach, was ein Franziskaner, der »in der Regel aus zweiter Hand« berichten musste, überhaupt wissen konnte.⁹⁴ Baethgen ging es um das System der »Nachrichtenvermittlung innerhalb des Ordens«,⁹⁵ das es Johann, »einem unbedeutende[n] schwäbische[n] Mönch, der die Ufer des Bodensees kaum je verlassen hat«, erlaubt hatte, »auf Grund der Berichte eines Ordensgenossen die Wallfahrt des Grafen Wilhelm von Holland zum Heiligen Grabe [...] zu schildern« oder »über die Erfolge der Mission im fernsten Osten« zu berichten.⁹⁶ Baethgen nahm Johanns »Informationsmöglichkeiten«⁹⁷ in den Blick, fragte nach seinen »Berichterstattern«⁹⁸, ihrer sozialen Herkunft und ihrem Bildungshorizont.⁹⁹

Als ehemaliger Presseberichterstatter in der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts dürfte Baethgen für das Nachrichtensystem der Franziskaner eine besondere Sensibilität aufgebracht haben. »Unsere zuerst ziemlich primitiven Preßberichte«, so hatte Baethgen Karl Hampe im August 1917

93 Baethgen 1925b, S. 421f.

94 Ebd., S. 423

95 Ebd.

96 Ebd., S. 425.

97 Ebd.

98 Ebd., S. 430.

99 Ebd., S. 425–435.

mitgeteilt, »haben sich jetzt zu einer ›Zeitung der Zeitungen‹ für den internen Dienst des Amtes ausgewachsen, die auch einen eigenen Depeschendienst nach dem neutralen Ausland, d. h. unseren dortigen Gesandtschaften unterhält, durch den wir über die ausländische Presse informiert werden.«¹⁰⁰ Baethgen waren die Mühen seines Ministeriums um valide Informationen »für den internen Dienst« nur zu bekannt.

Nicht weniger vertraut aber war ihm die gezielte Informationspolitik der Behörden, die Instrumente von Zensur und Propaganda, in deren Dienst er sich selbst gestellt und die er politisch für unverzichtbar gehalten hatte.¹⁰¹ Auch Baethgen hatte im Krieg seine »unvergeßbare Lektion über das Verhältnis von *Nachricht* und *Wirklichkeit* und damit über die Grundbegriffe der Geschichte empfangen«, wie es Carl Heinrich Becker 1926 ausdrücken sollte.¹⁰² In seinen »Franziskanischen Studien«, die nicht die *Wirklichkeit*, über die die franziskanischen Geschichtswerke berichteten, sondern die *Nachrichten selbst* zum Gegenstand machten, deutete sich zweifellos ein Perspektivenwechsel an, der dieser »Lektion« Rechnung trug. Paul Joachimsen, auf den sich Baethgen ausdrücklich berief, hatte diesen Perspektivenwechsel zwar schon 1910 vollzogen, wenn er darlegte, dass »es für den historiographischen Wert eines Geschichtswerkes gleichgültig ist, ob es für seine Zeit oder eine frühere sonst unbekannte Nachrichten bietet, ja sogar ob es vom Standpunkt unserer heutigen Erkenntnis historisch Richtiges enthält«. Allerdings hatte Joachimsen auch einräumen müssen, dass »diese Auffassung [...] noch weit von allgemeiner Geltung entfernt« sei.¹⁰³

Dies sollte sich nach dem Ersten Weltkrieg ändern. 1924 veröffentlichte der George-Schüler Friedrich Gundolf sein ebenso einflussreiches wie symptomatisches Buch *Caesar. Geschichte seines Ruhms*. »Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften zum tausendsten Mal betrachten«, heißt es dort programmatisch, »sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker«.¹⁰⁴ Im gleichen Jahr hielt Karl Hampe seine Heidelberger Rektoratsrede über *Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt*; sie erschien 1925 in erweiterter Form, also just in dem Jahr, in dem auch Baethgen seine »Franziskanischen Studien« in der *HZ* veröffentlichte. Nicht »den Reichtum« der »Persönlichkeit« Friedrichs wollte Hampe in seiner kleinen Schrift schildern.

100 Baethgen an Hampe 19.8.1917 (*MGH-Archiv*, A 246).

101 Baethgen an Hampe 13.6.1916; Baethgen an Hampe 21.7.1917 (*MGH-Archiv*, A 246).

102 Becker 1997, S. 353.

103 Joachimsen 1910, S. IV.

104 Gundolf 1924, S. 8.